HERODOTEISCHE STUDIEN

I.



VON

1832 – 1912

PROF. DR. TH. GOMPERZ,

WIRKL. MITGLIEDE DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

WIEN, 1883.

IN COMMISSION BEI CARL GEROLD'S SOHN

BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.



Aus dem Jahrgange 1883 der Sitzungsberichte der phil.-hist. Classe der kais. Akademie der Wissenschaften (CIII. B., I. Hft. S. 141) besonders abgedruckt.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien,
k. k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker.

1.

Die Frage nach dem Abschluss des herodoteischen Geschichtswerkes.

Herodot beginnt sein Werk mit einer Ankündigung, deren Wortverstand zwar zumeist richtig aufgefasst, deren Tragweite jedoch kaum nach Gebühr gewürdigt worden ist. Er will — so sagt er uns — ‚was von Menschen geschehen ist' der Vergessenheit entreissen und gleichzeitig verhindern, dass ‚grosse und wunderwürdige Thaten, welche Griechen sowohl als Nicht-Griechen vollbracht haben, des ihnen gebührenden Ruhmes verlustig gehen'. Er will — dies ist augenscheinlich der Sinn seiner Worte — einerseits das Andenken der geschichtlichen Vergangenheit überhaupt erhalten, dieselbe vor pietätloser Nichtachtung und Geringschätzung bewahren helfen, andererseits der Mit- und Nachwelt hohe Vor- und Musterbilder, Gegenstände der Nachahmung und Nacheiferung vor Augen halten. Er will, mit einem Worte, nicht nur belehren, sondern zugleich erheben und erbauen. Darum und nur darum stellt er neben das allgemeine Object seiner Geschichtsdarstellung ‚τὰ ἐξ ἀνθρώπων γενόμενα' noch das besondere, die ‚ἔργα μεγάλα τε καὶ θωυμαστά' — die ‚hauts faits et gestes merveilleux', wie Paul Louis Courier, die ‚grossen Wunderthaten', wie Friedrich Lange, die ‚great and wonderful actions', wie George Rawlinson übersetzt.[1]

[1] Heinrich Stein's Wiedergabe der ‚ἔργα' durch ‚Werke', ‚dauernde Denkmäler' (s. seine Uebersetzung und commentirte Ausgabe) richtet sich

Wäre man sich dieser Doppelabsicht des Vaters der Geschichte allezeit vollständig bewusst geblieben, schwerlich hätte die Ansicht, sein Werk liege uns in unvollendeter Gestalt vor, so weite Verbreitung gewinnen können. Mir erscheint diese Meinung, wie ich schon vor geraumer Zeit erklärt habe (Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, S. 820), als völlig grundlos, nicht nur in jener weiteren Fassung, nach welcher ‚die ursprüngliche Disposition . . nicht zur Ausführung' gelangt und ‚das ganze, grossartig angelegte Werk . . ein Torso' geblieben ist (Kirchhoff, Ueber die Entstehungszeit[2] u. s. w., 27), sondern auch in jener Einschränkung, mit welcher Rawlinson dieselbe vorträgt: der Geschichtschreiber habe zwar das ursprünglich ins Auge gefasste Ziel seiner Erzählung erreicht, jedoch sein Werk nicht zu einem äusserlichen Abschlusse gebracht (I[3] 33 und 114). Sprechen wir von der erstgenannten Hypothese zuerst.

Herodot würde — so meint Dahlmann — ‚auch Kimon's Züge, den grossen egyptischen Krieg der Athener, er möchte selbst das Eingreifen Persiens in den peloponnesischen Krieg geschildert haben, wenn das Leben ausgereicht hätte' (Herodot, aus seinem Buche sein Leben, S. 137—138). Und Adolf Kirchhoff ist der Ueberzeugung, ‚dass es das Vorhaben Herodot's war' (an dessen Ausführung ihn vielleicht nicht sowohl der Tod, als ‚die trüben Erfahrungen gleich der ersten' Jahre des peloponnesischen Krieges gehindert haben), ‚die Darstellung des Kampfes zwischen Barbaren und Hellenen bis zur Schlacht am Eurymedon oder bis zum Tode Kimon's herabzuführen und diese Darstellung in eine Verherrlichung Athens und seines

selbst. Denn weder spielt die Schilderung der Bau- und sonstigen Kunstdenkmale in unserem Geschichtswerke eine derartige Rolle, dass sie au so hervorragender Stelle erwähnt werden durfte, noch könnte ein Hauptabsehen des Historikers dahin gehen, Dinge zu verherrlichen, welche ihre Herrlichkeit laut genug selbst verkünden und mithin seines Heroldsamtes am ehesten entrathen mochten. Will man das Sinnwidrige dieser Auslegung und Uebertragung gleichsam mit Händen greifen, so braucht man blos an die Stelle des Genus eine oder die andere der Species zu setzen, also etwa: ‚Herodot von Halikarnass hat dies erkundet und aufgezeichnet, damit weder was von Menschen geschehen mit der Zeit verklinge, noch auch — die egyptischen Pyramiden, die Tempel von Theben u. s. w. ihres Ruhmes verlustig gehen.'

grossen Staatsmannes auslaufen zu lassen' (a. a. O., S. 28). Woraus erschliesst man diese Absichten des Historikers? Doch wohl nur aus der Thatsache, dass er Griechenland im Kampfe mit Persien schildert, indem man nunmehr meint, er müsse, was er also begonnen, bis zum letzten Ende haben durchführen wollen. Allein dies heisst, unseres Erachtens, die tiefste Eigenthümlichkeit herodoteischer Geschichtsdarstellung, die Tendenzen, von welchen sie getragen, die Antriebe, aus denen sie entsprungen ist, vollständig missverstehen. Zwei dieser Impulse haben wir kennen gelernt. Zu ihnen gesellen, mit ihnen verschwistern sich andere, deren das knappe Vorwort keine Erwähnung thut. Denn gleichwie dieses in Betreff des ersten Hauptzweckes, der Befriedigung berechtigter Wissbegier, nur auf historische ‚Geschehnisse' oder Begebenheiten Bezug nimmt, hingegen der Zustände der Völker, ihrer Sitten und Bräuche, ihrer Vertheilung und ihrer Wohnsitze, kurz des ganzen im Verlaufe des Werkes so reich entfalteten ethnographisch-geographischen Hintergrundes mit keinem Worte gedenkt, so müssen wir uns auch den zweiten — den ethischen — Hauptantrieb durch mannigfache andere Einflüsse verstärkt, beschränkt, individuell ausgestaltet denken. Herodot ist nicht nur ein für alles Grosse und Erhabene im höchsten Masse empfänglicher Mensch, er ist auch Grieche, und zwar ein trotz seiner beispiellosen Gerechtigkeit gegen Barbaren [1] national und ungeachtet seiner

[1] Kein Grieche war jemals freier von Racenhochmuth und nationalem Dünkel als Herodot. Schweres Unrecht erweist man ihm, wenn man mit Bernays (Phokion, S. 25) annimmt, er erwähne die phönikische Abkunft des Thales (I, 170), um ihm dieselbe vorzuwerfen. Man muss fürwahr überscharf sehen, um aus einem Satze, welcher das unumwundenste Lob des grossen Milesiers enthält (χρηστὴ δὲ [sc. γνώμη] καὶ . . . Θάλεω ἀνδρὸς Μιλησίου ἐγένετο; man beachte auch die Zusammenstellung mit Bias: οὗτοι μὲν δή σφι γνώμας κτἑ.), zugleich eine ‚genealogische Malice' herauszulesen. Birgt jene Zwischenbemerkung (τὸ ἀνέκαθεν γένος ἐόντος Φοίνικος) in der That eine polemische Spitze, so kann sich diese nur gegen die Zwölf-Städte-Jonier richten, welche der Halikarnassier ja auch ein anderes Mal (ihrer nationalen Exclusivität wegen) scharf aufs Korn nimmt (I, 146). Dann würde jener Hinweis etwa besagen sollen: erst ein Mann von fremdländischer Herkunft musste den Joniern einen Rath ertheilen, der sie zu retten vermocht hätte, wären sie anders weitsichtig und grossherzig genug gewesen, denselben anzunehmen. — War übrigens Herodot selbst von jeder Beimischung fremden Blutes frei? Man möchte es

ausgesprochenen Vorliebe für Athen panhellenisch gesinnter Grieche; er ist ferner ein warmer Volks- und Freiheitsfreund, der die asiatische Gewalt- und Willkührherrschaft aus dem Grunde seiner Seele verabscheut; er ist endlich eine gläubige und tiefreligiöse Natur, welche in der Niederlage des übermüthigen Nationalfeindes ein göttliches Strafgericht erblickt. Der Zusammenfluss all' dieser Motive hat es bewirkt, dass er zum Ziel- und Kernpunkt seines unerhört grossartig angelegten Weltgemäldes nicht irgendwelche andere ‚Grossthaten', sondern den heroischen Kampf seines Volkes mit der persischen Uebermacht erhob. Darum fliesst der Strom seiner Erzählung, der in den früheren Büchern so häufig stockt, sich in Episoden wie in Nebenarme spaltet und zu weitläufigen zuständlichen Schilderungen wie zu Landseen verbreitert, in den letzten drei Büchern mächtig und ungetheilt dahin — daher die Fülle der Vorzeichen und Traumgesichte, der Reichthum an tiefsinnigen Aussprüchen und an ergreifenden Einzelscenen, welche der riesengrossen, der schicksalsschweren Entscheidung vorangehen. Mit vollstem Rechte nennt einer der wenigen Herodot ebenbürtigen Geschichtschreiber, welche die Welt gesehen hat, den Zug des Xerxes ‚und die endgiltige Niederlage seiner Streitkräfte' nicht nur ‚das ausschliessliche Thema der drei letzten Bücher', sondern ‚den Hauptgegenstand des ganzen Werkes', ‚die Vollendung von Herodot's historischem Plane', (‚the consummation of his historical scheme' Grote, hist. of Greece, V², 7). Und in der That, der Höhepunkt der Wirkung ist erreicht, ein nicht mehr zu überbietender Eindruck ist hervorgebracht, der Vorhang rauscht nieder — und nun sollten wir annehmen dürfen, dass es die eigentliche, nur durch zufällige Umstände vereitelte Absicht des

bezweifeln, wenn man sich des unzweifelhaft karischen Namens seines Oheims Panyassis erinnert (vgl. die Zusammenstellung der gleichartigen Namen Bull. de corr. hell. IV, 318 und VI, 193, auch A. Milchhöfer, Die Anfänge der Kunst in Griechenland, S. 112, Anm. 1). Beiläufig sei bemerkt, dass der alten, jüngst mit allzu weitgehendem Skepticismus angefochtenen Tradition über Herodot's Familie neuerlich eine nicht unerhebliche Stütze erwachsen ist durch das Auftauchen des Namens Lyxes (so hiess nach Suidas der Vater des Historikers) auf einer halikarnassischen Inschrift (Bull. de corr. hell. VI, 192).

gewaltigen Künstlers war, der markerschütternden Tragödie ein Nachspiel folgen zu lassen, das zum Allermindesten den Effect nicht zu steigern vermocht hätte und darum allein schon ihn nothwendig abschwächen musste? Allein dies ist nicht Alles. Nicht nur hatte unser Historiker, der ja keineswegs gleich Thukydides zum Behuf pragmatisch-politischer Belehrung Geschichte schrieb,[1] keinerlei Grund über diesen Punkt hinauszuschreiten, er hatte die allerstärksten Gründe, eben hier Halt zu machen. Hätte er doch — und dies scheint bisher nicht erwogen zu sein — nicht die Ereignisse der nächsten Monate erzählen können, ohne den Lorbeerkranz des Siegers von Platää Blatt für Blatt zu zerpflücken; hätte er doch nicht die Vorgänge des folgenden Jahres schildern können, ohne mit der athenischen Mauerbau - Angelegenheit den ersten Anlass und die früheste Aeusserung jenes Zwiespalts der beiden Grossstaaten zu berühren, welchen der panhellenische Patriot als den Fluch seines Zeitalters empfinden musste und dem das erhebende Gegenbild griechischer Einigkeit und griechischer Grösse entgegenzuhalten eine der Hauptaufgaben seines Lebens gewesen ist. Und endlich: sieht die Eingangs in den Nebel der Urzeit tauchende Darstellung etwa so aus, als ob sie in eine ‚Geschichte der neuesten Zeit‘ ausmünden, in einer ganz eigentlich ‚zeitgenössischen Geschichte‘ ihren Abschluss finden sollte? Erforderte eine solche nicht eine wesentlich andere, eine minder poetische und mehr staatsmännische Anlage, als es diejenige Herodot's war? Konnte seine Neigung zu novellistischer Färbung, zu theologischer Motivirung auf diesem Felde ausreichende Nahrung und Befriedigung finden? Oder war es seinem Genius nicht ungleich gemässer, nur solche Stoffe zu behandeln, über welche der Duft der Sage sich zu lagern zum Mindesten bereits begonnen hatte?

Dass jedoch das Werk wenigstens nicht zu einem äusserlichen Abschluss gediehen sei, dies soll angeblich ‚schon aus dem plötzlichen und unbefriedigenden Ende‘ (Stein, S. XLV),

[1] Hätte man doch immer Otfried Müller's goldene Worte beherzigt: ‚Herodot ist wirklich ebenso sehr ein Theolog und Dichter, wie er Historiker ist. . . . Das blosse Wiedergeben einer gewöhnlichen Erfahrung in den Kreisen des Menschenlebens ist nicht seine Aufgabe‘ (Geschichte der griech. Literatur I², 492—493).

aus der ‚Ungeschicklichkeit des Schlusses und dem jähen Abbruch der Erzählung' (‚the awkwardness and abruptness of its close', Rawlinson, a. a. O.) unwidersprechlich hervorgehen. Es trifft sich glücklich, dass wir hier wenigstens zwei unserer Gegner als Zeugen wider die von ihnen vertretene These anrufen können. Denn ebenderselbe Rawlinson, der sich in der Einleitung zu seiner Herodot-Uebersetzung in der angeführten Weise ausspricht, kann sich in seiner letzten Anmerkung (IV^3, 466) des Eindrucks nicht erwehren, dass das Gesammtwerk ‚geschichtlich sowohl als künstlerisch' wohl abgeschlossen sei: ‚geschichtlich, denn die Handlung endigt mit der siegreichen Heimkehr der athenischen Flotte von der Kreuzfahrt, in welcher sie die letzten Ueberreste des Angreifers vernichtet und durch die Einnahme von Sestos den Schlüssel ihres Continents, der sich nach allen Niederlagen des Feindes noch in seinen Händen befand, zurückgewonnen hatte; künstlerisch, indem das Ende durch das Schlusscapitel wieder an den Anfang geknüpft, . . . der Grundton der ganzen Erzählung von Neuem angeschlagen und auf ihre Moral hingewiesen wird, dass der Sieg nämlich den kraftvollen Insassen rauher Berglande gehört' [wer denkt hier nicht an das Kernwort: τῇ 'Ελλάδι πενίη μὲν αἰεί κοτε σύντροφός ἐστι VII, 102 ?], ‚die Niederlage den verweichlichten Bewohnern fruchtbarer Ebenen, welche ihrer alten kriegerischen Sitten vergessen und in Trägheit und Ueppigkeit versinken'.[1] Und wenig anders, freilich nicht minder sich selber widersprechend, urtheilt Otfried Müller (Gr. Lit.-Gesch.

---

[1] Ein neckischer Zufall hat es so gefügt, dass der Vorwurf der Inconsequenz, welcher hier Rawlinson mit Recht trifft, von eben diesem gegen Dahlmann erhoben wird — auf Grund der unrichtigen Wiedergabe einiger deutschen Worte durch einen englischen Uebersetzer. Dahlmann schrieb nämlich (a. a. O., S. 138): ‚Die Alexandriner theilten in neun Musenbücher ein, was sie ausgearbeitet vorfanden; seitdem gilt die unvollendete Schrift für ein in allen Gliedern abgerundetes, mit Bedacht geschlossenes Kunstwerk.' In der englischen Uebertragung fehlt jedoch das Wörtchen ‚seitdem', und ‚gilt' wird mit ‚has all the value' übersetzt! S. Rawlinson I, 114, wo man übrigens eine Reihe der treffendsten Bemerkungen über den Plan und Umfang des herodoteischen Werkes findet, eine Anzahl weiterer Beweisgründe gegen die Dahlmann-Kirchhoff'sche Ansicht, die wir vollinhaltlich billigen, jedoch aus Scheu vor übermässiger Breite nicht ausdrücklich wiederholen.

I², 490): ‚Obgleich das Werk unvollendet ist, schliesst es doch mit einem Gedanken, der nicht ganz zufällig an das Ende gekommen zu sein scheint, dass, wie der grosse Kyros gesagt haben soll, nicht gerade das fruchtbarste, reichste Land auch die tüchtigsten Männer hervorbringe.‘ Doch es fehlt nicht an anderen, ganz ebenso deutlichen Anzeichen, welche darauf hinweisen, dass Herodot an eben dieser Stelle sein Lebenswerk beenden und beschliessen wollte. Wenn irgend etwas das Hochgefühl, mit welchem der Grieche von den wunderbaren Siegen seines Volkes las, zu steigern, seine Freiheitsliebe zu entflammen, die Freude an den staatlichen Einrichtungen seiner Heimat zu erhöhen vermochte, so war dies die Einsicht in die zerrüttenden Wirkungen, welche der schrankenlose Despotismus seines Gegners bis in den innersten Familienkreis des Herrschers hinein zu üben geeignet war. Und da sollte es ein Zufall sein, dass dem hellen Glanze von Salamis und Artemision, von Mykale und Platää in den Wirren und Gräueln am persischen Hofe eine Folie gegenübertritt, wie sie dunkler nicht gedacht werden kann? Zufall sollte es sein, dass uns gerade in einigen der letzten Abschnitte (IX, 108—113), der Einblick in jenes Pandämonium tobender Leidenschaften gewährt wird, denen kein göttliches oder menschliches Gesetz, kein verwandtschaftliches Band, selbst nicht das geschwisterliche oder das elterliche, Zaum und Zügel anlegt — ein Kreis, in dessen Mitte Xerxes, ein echter ‚Purpurgeborner‘, durch den knabenhaften Unbestand seiner Begierden noch mehr die Verachtung, als durch deren Masslosigkeit den Unwillen herausfordert? Und ganz ebensowenig wird es zufällig sein, dass der in den Eingangs-Capiteln ausgesprochene Gedanke von dem uralten Gegensatz zwischen Morgen- und Abendland hier wieder aufgenommen (IX, 116 greift unmittelbar auf I, 4 zurück) und durch die Erinnerung an Protesilaos (den ersten Griechen, der in feindlicher Absicht asiatischen Boden betrat!) nachdrücklich aufgefrischt wird, dass an der Begräbnissstätte eben dieses Heros ein Perser sich versündigt und dafür entsetzliche Strafe erleiden muss. Wie ein leuchtendes Symbol der vollendeten Befreiung Europas von der drohenden Fremdherrschaft endlich — und dies ist das eigentlichste Thema des ganzen Werkes — erscheint das in den letzten

Worten der Geschichtserzählung[1] (IX, 121) erwähnte Weihgeschenk, welches die rückkehrenden Athener in die heimischen Heiligthümer mitbringen, die Taue von den Brücken, welche der Eroberer geschlagen hatte um die occidentalische Griechenwelt unter sein Joch zu beugen!

Allein warum — so mag man uns entgegnen — hat Herodot den Schluss seines Werkes nicht ausdrücklich und unzweideutig als solchen bezeichnet? Ich antworte mit einer Gegenfrage: Warum ist das Proömium so überaus wortkarg? Warum ist es zugleich so knapp und so vieldeutig? Warum verräth es von des Autors Absichten so wenig, von Inhalt und Aufbau des Werkes so gut als gar nichts? Warum sagt es uns nicht mit dürren Worten: Ihr werdet die Erzählung der griechischen Freiheitskriege vernehmen und zugleich das Wissenswürdigste aus der Natur- und Völkerkunde, aus der Erdbeschreibung und der Geschichte der Vorzeit? Warum gedenkt der Geschichtschreiber ebendort mit keinem Sterbenswörtchen seiner persönlichen Umstände, seiner langjährigen und mühevollen Vorbereitungen, seiner Studien und Reisen? Warum versagt er es sich, auch nur den bedeutsamen Ausspruch über den ‚Wechsel alles Irdischen', den er Capitel 5 vorbringt, wie einen Lock- und Weckruf an die Spitze des Buches zu stellen? Warum taucht er unverweilt in seinem Stoffe unter, um nur gelegentlich und immer nur für Augenblicke aus demselben emporzutauchen? Warum legt er seine weitreichendsten Gedanken fast durchwegs den Personen seiner Erzählung in den Mund und verschwindet hinter diesen so schleunig und nahezu so vollständig, wie Aristoteles dies von dem epischen Dichter verlangt? Man nenne dies Alles wie man wolle: ‚edle Selbstvergessenheit', strengen und vornehmen Kunststyl, schriftstellerische Keuschheit, antike Naivetät, künstlerische Objectivität, Scheu vor platter Ueberdeutlichkeit; nur

[1] Es folgt nur mehr das Sätzchen: ‚und in diesem Jahre' (es ist das Jahr der Siege von Platää und Mykale!) ‚begab sich nichts Weiteres', worauf das Werk mit dem scheinbar absichtslos und darum nur um so kunstvoller angeknüpften Rathschlag des Artembares und der vielsagenden Antwort des Cyrus wie mit einer sinnvollen Gnome abschliesst. Wie man hier von ‚plötzlichem Abbruch', von ‚Ungeschicklichkeit' u. s. w. sprechen kann, ist mir schwer verständlich.

vergesse man nicht, dass unser Autor in diesem Betracht genau so verfährt wie viele andere und nicht die mindest hervorragenden unter seinen Zeit- und Volksgenossen. An die epische Dichtung haben wir bereits erinnert; aber auch ein Pindar und ein Sophokles unterlassen es gar häufig, die inneren Bezüge zwischen verschiedenen Theilen einer Ode oder eines Strophenpaares durch wegweisende Winke klarzulegen: sie heischen die thätige Mitarbeit des Lesers. Und in wie hohem Masse dies bei Plato der Fall ist, der an individueller Selbstentäusserung noch über unseren Geschichtschreiber hinausgeht, dies weiss nachgerade Jedermann.

Dabei wird es denn hoffentlich wohl sein Bewenden haben. Die Worte: ‚und sie zogen es vor ein kärgliches Land als Herren zu bewohnen, statt im Besitz eines fruchtbaren Saatgefildes Anderen zu dienen', bilden den echten und rechten Schluss des herodoteischen Geschichtswerkes. Die Muthmassung, der Halikarnassier habe jemals eine Fortsetzung desselben bis zur Zeit des peloponnesischen Krieges herab, oder bis zu Kimon's Tod, oder auch nur bis zur Schlacht am Eurymedon geplant, ist nicht nur eine unerweisliche, es ist eine dem Inhalt der Schlusscapitel, der Anlage des Werkes, der Neigung und Begabung seines Urhebers gleich sehr widerstreitende Annahme.

2.

Ueber das Werthverhältniss der Handschriften, insbesondere des Codex Vindobonensis, des Sancroftianus und des Vaticanus (123).

Kaum in Betreff eines anderen Schriftstellers des Alterthums schwankt das Urtheil über die handschriftliche Grundlage so sehr als bei Herodot. Fast jeder neue Herausgeber bringt hier eine besondere Ansicht zu Markte, wenn er nicht gar (wie dies bei Heinrich Stein der Fall ist) im Laufe der Jahre deren zwei, einander schnurstracks widersprechende zu Tage fördert. Wenn ich hier von Neuem auf diese Frage eingehe, so geschieht dies nicht, weil ich das Urtheil, das ich vor bald einem Vierteljahrhundert geäussert habe (Zeitschr. f. österr. Gymn., 1859, S. 811, vgl. S. 824 ff.), irgendwie

zu modificiren mich veranlasst sehe. Ich halte noch heute wie ehemals daran fest, dass die durch den Sancroftianus, den Vindobonensis, den Codex des Lorenzo Valla und (wie wir seither durch Stein's Mittheilungen erfahren haben) auch durch den Vaticanus und Urbinas, gleichwie durch mehrere andere von Abicht und Stein namhaft gemachte, aber bisher nicht genauer bekannt gewordene Codices vertretene Handschriftenclasse die treuere Bewahrerin der Ueberlieferung ist — die treuere insofern, als sie trotz zahlreicher Lücken und Buchstabenfehler, trotz des mehrfachen Eindringens von Glossemen in den Text und ungeachtet der bekannten Kürzungen im ersten Buche doch im Grossen und Ganzen von willkürlichen Eingriffen ungleich freier ist als die andere Familie. Verdunkelt ward dieser Sachverhalt — für welchen es vorläufig genügt, auf die classische Stelle V 91 (vgl. a. a. O. S. 826, und Cobet in Variae lectiones, p. 419) zu verweisen — durch den Umstand, dass jene andere, vornehmlich durch den Mediceus, den Florentinus oder Schellersheimianus und den Passioneus vertretene Familie in weitaus älteren und daher von absichtslosen Irrungen freieren Exemplaren vor uns liegt; und weiters ward der also erzeugte falsche Eindruck noch durch andere Thatsachen, von denen sogleich die Rede sein soll, erheblich verstärkt. Auf diese Fragen in ihrem vollen Umfange einzugehen versage ich mir aus mehrfachen Gründen, hauptsächlich darum, weil Cobet kürzlich die Stein-Abicht'sche These von der Superiorität der Handschriftenclasse, die ich fortan die zweite nennen will, in umfassendster Weise zu bekämpfen unternommen hat und weitere Erörterungen über diesen Gegenstand in Aussicht stellt (Mnemos. N. S. X, p. 400 sqq.).[1] Gleichzeitig ist jedoch der holländische Kritiker in einen Irrthum verfallen, den die unvollkommene Beschaffenheit des Stein'schen Apparates erzeugt hat und welchen ungesäumt zu berichtigen ich mich berufen glaube. Er nennt den Vaticanus 123 (Stein's R) den ‚besten und ältesten‘ Vertreter der von ihm gleichwie von mir bevorzugten Handschriften-Familie (‚optimum omnium et antiquius ceteris . . . exemplum‘, a. a. O.,

[1] Einen neuen Bundesgenossen in diesem Streit vermag ich eben noch in einer Correctur-Note zu begrüssen: M. Wehrmann, de herodotei codicis romani auctoritate (Halle, Decemb. 1882).

p. 405). Er folgt hierbei nicht nur der ausdrücklichen Behauptung Stein's (angeführt ebend. p. 403), sondern er zieht auch aus des Letzteren Einzelangaben dasjenige Facit, welches sich aus ihnen mit Nothwendigkeit ergeben musste. Allein jene Behauptung ist falsch und diese Angaben sind unvollständig. Was das Alter der Handschrift betrifft, die Stein selbst dem 14. Jahrhundert zuweist (p. XI), so sei zunächst nur daran erinnert, dass die augenscheinlich und anerkanntermassen zu derselben Familie gehörige Wiener Handschrift von demselben Stein gleichfalls dem 14. Jahrhundert zugesprochen wird (p. XIV). Was aber die Güte des Codex und seine Rangordnung innerhalb seiner Sippe anlangt, so muss der Leser der Stein'schen Ausgabe dieselbe aus Angaben erschliessen, deren Methode ich — trotz meines lebhaften Wunsches, jeden ungerechten oder auch nur herben Ausdruck zu vermeiden — nicht anders als ungeheuerlich nennen kann. Es wird nämlich R an geradezu zahllosen Stellen als die alleinige Quelle von Varianten genannt, die sich völlig identisch auch im Sancroftianus und Vindobonensis (in beiden oder in einem derselben) und fast sicherlich auch in andern Vertretern derselben Classe vorfinden. Und nicht nur indirect wird hiedurch der falsche Eindruck von der ausserordentlichen Superiorität der vaticanischen Handschrift erzeugt, der Cobet zu dem Ausspruch verleitete, ‚alle anderen Handschriften' (d. h. sämmtliche Herodot-Codices ausser Stein's A, B als Vertreter der einen und R als Repräsentant der andern Classe) seien werth ins Feuer geworfen zu werden, (a. a. O., p. 400); auch ganz unmittelbar, nicht mehr durch blosses Stillschweigen über die gleichartigen Lesarten der verwandten Handschriften, sondern durch ein ausdrückliches ‚ceteri' oder ‚reliqui' wird die Ausschliesslichkeit jener Lesungen geradezu versichert! Ich schlage fast aufs Gerathewohl ein Blatt der Stein'schen Ausgabe auf (I 250—251) und merke von falschen Angaben der zweiten Art (denn jene der ersten Kategorie aufzählen wollen, hiesse so ziemlich jede zweite oder dritte Variante berichtigen) die folgenden an: Zu II, 174, 4 bemerkt Stein: ‚καὶ ἠλίσκετο Valckenaer: καταλίσκετο R, κατηλίσκετο ceteri'. In Wahrheit findet sich καταλίσκετο auch in S(ancroftianus) und V(indobonensis)! — Zu 175, 6: ‚καὶ ἀχθόμενον R: καταχθόμενος z, καταχθόμενον ceteri'.

R's Lesart wird ebenso von SV dargeboten! — Zu 177, 24: ,τε Rz: ᵗδὲ P, δὲ reliqui'. Mit Rz stimmt auch diesmal SV vollständig überein. — Ich suche nach Argumenten, welche irgendwie zur Erklärung oder Entschuldigung dieses monströsen Verfahrens dienen können, und ich glaube deren zwei zu entdecken. Einmal dürfte Herr Stein uns erwidern, dass er ja selbst (Praef. p. XIV) den Leser darauf vorbereitet habe, die Varianten der geringeren Handschriften (oder jener, die er als solche ansieht) nur gelegentlich und aushilfsweise erwähnt zu finden. Uns erscheint solch' ein Vorgang überhaupt als unstatthaft, denn Mittheilungen von so sporadischer Art, dass sie uns keinerlei Einblick in die ,indoles' einer Handschrift eröffnen, sind schlimmer als nutzlos; F. A. Wolf's Wort von den ,surda oracula nisi constanter consulentibus' darf wohl noch nicht als veraltet gelten. Doch man denke darüber, wie man wolle;[1] eine Lesart nicht erwähnen und ihre Existenz leugnen ist jedenfalls zweierlei; das letztere thut jedoch unser Herausgeber durch sein ,ceteri' und ,reliqui', und er erzeugt dadurch einen Schein, der von der Wahrheit so weit als irgend möglich abliegt. Zweitens jedoch mag Herr Stein uns vielleicht erwidern, dass er unter R nicht immer blos die eine Handschrift, sondern mitunter auch den angeblichen Corrector verstehe, der nach seiner Meinung in dem Stammcodex jener ganzen Classe gewaltet habe. Etwas Derartiges scheint wenigstens aus zwei Stellen seiner Vorrede hervorzugehen (p. XXVII): ,nam praeter correctorem extitit alter quidam, quem dico R', desgleichen (p. XXVIII): ,hoc vero dubium admodum, ab eodem illo qui correxit, quem R appello, etiam decurtationem coeptam an ab alio aliquo credamus'. Sollten wir mit dieser Erklärung des sonst Unerklärlichen seine Meinung getroffen haben, so bedarf es kaum wieder der ausdrücklichen Bemerkung, dass auch dieses Verfahren ein völlig unzulässiges ist. Denn nach dem ,index codicum' (p. LXXVI) bedeutet die Sigle R so viel als Vaticanus; und hiesse es nicht wie absichtlich Verwirrung stiften und fortpflanzen, wenn man den ungewarnten Leser durch den doppelsinnigen Gebrauch eines und desselben Aus-

[1] Galt es an Raum zu sparen, so war es doch nicht allzu schwierig, die Lesarten, welche alle oder die meisten Handschriften derselben Familie gemeinsam darbieten, durch eine besondere Sigle als solche kenntlich zu machen.

drucks (und nun gar eines zum Behufe der Orientirung ersonnenen Zeichens!) willkürlich irreführte? Und ferner: seit wann gilt denn der kritische Apparat als eine Stätte, an der man constructiven Gebilden gleich jenem vermeintlichen Corrector und seinen muthmasslichen Leistungen Aufnahme gewähren darf, anstatt dem Leser den objectiven Thatbestand treu, nackt und scharf vor Augen zu stellen? So vermag ich denn trotz redlichsten Bemühens keine irgend stichhältige Rechtfertigung für ein Verfahren ausfindig zu machen, welches in der philologischen Literatur ebenso vereinzelt dasteht, wie es Herrn Stein eigenthümlich ist. Hat doch eine ganz gleichartige Procedur schon vorlängst (es galt die zweite Auflage der commentirten Herodot-Ausgabe) Herrn Abicht bittere Klagen entlockt.[1]

Die zu erwartenden Folgen sind nicht ausgeblieben. Herr Cobet vor Allem — in dessen Arbeitsgewohnheiten es liegt, meist nur eine Ausgabe eines Autors zur Hand zu nehmen — ist durch Stein's unzulängliche Angaben getäuscht worden. Sein Urtheil über den Werth jener vaticanischen Handschrift entbehrt mithin jedes sicheren Fundamentes. Die Frage nach der Rangstellung von R innerhalb seiner Sippe bedarf einer neuen Erörterung. Wir erweitern dieselbe zu der Frage nach dem Werthverhältniss, in welchem S, V und R zu einander stehen, indem wir von den übrigen Vertretern derselben Classe, über welche uns jede sichere Kunde fehlt, nothgedrungen absehen müssen, darunter leider auch von dem sogenannten Codex Mureti, welcher nach Abicht's Mittheilung und Fascimile (a. a. O., p. 36—37) der weitaus älteste Sprössling dieses Geschlechtes ist. Allein auch innerhalb dieser unvermeidlichen Beschränkung dürfte die Untersuchung, die wir mit aller nur irgend erreichbaren Kürze führen wollen, eine für die Hauptfragen der herodoteischen Textkritik keineswegs ergebnisslose sein.

Die Güte einer Handschrift bedeutet zweierlei: ihre relative Fehlerlosigkeit und die relative Naivetät oder Absichtslosigkeit der ihr anhaftenden Fehler. In ersterem Betrachte gilt es zunächst jene Fälle ins Auge zu fassen, in welchen

---

[1] ‚Deinde vero etiam Steinium nugari patet, in adnotatione critica haud raro scribentem „die Handschriften ausser T" [so hiess die damals bevorzugte Handschrift], id quod fere ubivis fictum atque commenticium est' (De codicum Herodoti fide atque auctoritate, p. 36).

Cobet ganz ausdrücklich von den ‚antiquae et verae lectiones ab Herodoti manu profectae' spricht, welche ‚in solo Vaticano codice' erhalten seien (p. 409). In dem ersten derselben (IV, 3, wofür es irrthümlich III, 1 heisst) ist der holländische Kritiker selbst von dem Vorwurf der Flüchtigkeit[1] nicht freizusprechen; denn hier hatte Stein, sicherlich richtig, angegeben, dass die — von ihm freilich erstaunlicher Weise verschmähte, aber schon von Gaisford, Bekker u. s. w. aufgenommene und natürlich allein wahre — Schreibung ἐπετράφη (statt ἐτράφη) sich im Vaticanus (und, wie Gaisford lehrt, im Sancroftianus, desgleichen, wie ich aus Autopsie versichern kann, auch im Vindobonensis) nur in leichter Entstellung (als ἐπεστράφη) erhalten hat. Hier ist also der Vaticanus nicht nur nicht der einzige, sondern überhaupt kein Bewahrer des Ursprünglichen! Im zweiten Falle: VI, 128, wo die gute, bereits von Schäfer und Krüger in den Text gesetzte Lesart συνεστοῖ dem Passioneus (Stein's B) entnommen war (in welchem dieselbe nach des Genannten Angabe jedoch nur von zweiter Hand und nicht ohne die leise Trübung zu συνετοῖ vorfindlich sein soll), ist, wie ich wieder verbürgen kann, neben dem Vaticanus gleichfalls der Vindobonensis Zeuge der echten Ueberlieferung. — Die dritte Instanz ist VII, 21, wo ebenfalls nicht nur ‚optime romanus liber omittit καί et εἰ et προσ in προσγενόμεναι', sondern S, V und zum Theil auch andere Handschriften in diesen Auslassungen (gleichwie in der fehlerhaften Ersetzung von αἱ durch οὐ) mit demselben übereinstimmen. Und in der That ist die Stelle — bis auf die von Cobet mit Recht vorgeschlagene Tilgung von οὐκ vor ἄξιαι — genau so, wie er sie schreiben will, bereits bei Bekker zu lesen, der von jenem Vaticanus niemals etwas

[1] Einer Uebereilung hat sich wohl Cobet auch dort schuldig gemacht, wo er R's (und SV's) Lücke in VI, 105 durch den Verlust eines Blattes (unum folium periit) im Stammcodex erklären will. Dann müssten I, 77—79, wo die drei Handschriften gleichfalls eine gemeinsame, und zwar genau doppelt so grosse Lücke aufweisen (31—32 Zeilen der Stein'schen Ausgabe neben 15—16 im ersten Fall), zwei Blätter verloren gegangen sein. Ungleich wahrscheinlicher ist es, dass die VI, 105 fehlenden 40 Zeilen (zu 15—18 Buchstaben, wie Cobet ganz richtig ermittelt hat) eine Seite und die I, 77—79 verlorenen 80 Zeilen ein Blatt, noch wahrscheinlicher, dass die ersteren eine, die letzteren zwei Columnen (oder eine Seite) ausgemacht haben.

vernommen hatte: αὗται αἱ πᾶσαι οὐδ' ἕτεραι πρὸς ταύτῃσι γενόμεναι στρατηλασίαι μιῆς τῆσδε οὐκ ἄξιαι.[1] — Endlich, viertens, in dem Satze (IX, 39): οἱ Πέρσαι ἀφειδέως ἐφόνευον, [οὐ] φειδόμενοι οὔτε ὑποζυγίου οὐδενὸς οὔτε ανθρώπου konnte man das überschüssige οὐ längst nach ‚S al.' (so Gaisford, desgleichen fehlt es in V) tilgen, und es bedurfte auch hier nicht des neuen Lichtes, das angeblich vom Vaticanus ausgegangen ist. (Wohl aber hat Cobet das Verdienst, diese Besserung, die auch ich vor Jahrzehnten in meinem Handexemplar angemerkt hatte, zuerst ausgesprochen und als zweifellos richtig erwiesen zu haben.)

In Betreff all' der anderen so überaus zahlreichen Varianten, die Cobet zwar keineswegs insgesammt R allein beimisst, von denen er aber doch annehmen muss, dass ein grosser Theil nur dieser Handschrift eigen sei, da ja sonst sein Urtheil (‚optimus omnium et idem pessimus testis' etc. 404 — 405) ganz und gar in der Luft schweben würde, — in Rücksicht all' dieser Lesarten, Lücken, Zusätze u. s. w. können wir uns weit kürzer fassen. Sie sind, von ein paar nichtssagenden Buchstabenfehlern (wie ἐξεμένετο, μέλενα oder προσπτέειν) und von mehreren durch Homoioteleuton entstandenen Lücken abgesehen, durchwegs R mit SV, oder doch mit einem von beiden oder auch mit anderen Handschriften gemein. Und obgleich diese nicht von uns gewählten Stichproben genügen dürften, so will ich doch noch die Erklärung beifügen, dass R meines Wissens überhaupt keine nennenswerthen, im guten oder im schlimmen Sinne charakteristischen Varianten darbietet, die ihm allein eigenthümlich sind. Besteht nun keinerlei tief greifende Verschiedenheit zwischen den Repräsentanten dieser Handschriften-Familie? Gilt es gleich viel, welchen Sprossen derselben man — falls wir nicht alle gleichmässig berücksichtigen wollen oder können — zu ihrem typischen Vertreter erhebt? Ich antworte: Ganz und gar nicht; es war vielmehr ein für den Fortschritt der Herodot-Kritik geradezu verhängnissvoller Umstand, dass der am frühesten und bis vor Kurzem allein

[1] Beiläufig bemerkt, in dem analogen Fall IV, 28: ἡμίονοι δὲ οὐδὲ ὄνοι [οὐκ] ἀνέχονται ἀρχήν, war das οὐκ, welches Stein wieder in den Text gesetzt hat und Cobet mit vollstem Recht von Neuem tilgen will, bereits in der Aldina (Gaisford nennt es die Vulgat-Lesart) und desgleichen von Bekker beseitigt worden.

genau gekannte Repräsentant dieser Classe einer ihrer schlechtesten, wenn nicht gar ihr schlechtester Ableger ist — der Sancroftianus, eine Handschrift, welche gar oft die Spuren einer Willkür zeigt, die anderen Gliedern desselben Geschlechtes fremd geblieben ist und mithin nicht der Familie als solcher und ihrem Stammvater zur Last fällt. Der Schreiber dieses Codex oder seiner unmittelbaren Vorlage — und damit wenden wir uns zum zweiten Theile unserer Betrachtung — hat nicht selten zufällig entstandene Lücken ausgefüllt oder verkleistert, Glosseme und das Glossirte mit einander verschmolzen, Textesschäden übertüncht und dadurch bis ins Ungeheuerliche vergrössert — kurz, er hat mehr als einmal den Pfad verschüttet, der zur Urgestalt des Textes zurückführen konnte. Ihm gegenüber sind der Vindobonensis und Vaticanus die ungleich treueren und naiveren Bewahrer der Ueberlieferung, und Stein hat sich durch die Mittheilung der Lesarten des ersteren ebenso sehr ein Verdienst erworben, wie er (wenngleich in entschuldbarer Weise, da er einmal über die Bedeutung der ganzen Classe eine falsche Ansicht gewonnen hatte) darin gefehlt hat, dass er sich mit der unglaublich unzulänglichen Collation des Wiener Codex zufrieden gab, welche ein Unbekannter vor mehr als einem Jahrhundert für Wesseling angefertigt hat (vgl. Schweighäuser's Ausgabe I, 2, XIII). Und fragen wir endlich nach dem Werthverhältniss von V zu R, so muss die Antwort also lauten: V ist der naivere und unbefangenere, mithin der verlässlichere und werthvollere der beiden Zeugen. Alle diese Behauptungen wollen wir nunmehr durch eine Reihe von nicht sowohl zahlreichen, als zugleich typischen und durch sich selbst einleuchtenden Belegen zu erhärten suchen:

1. Willkürliche Verschmelzung eines Glossems mit dem Text: In den Worten καὶ γῆς ἱμέρῳ, προσκτήσασθαι πρὸς τὴν ἑωυτοῦ μοῖραν βουλόμενος (I, 73, 5—6) war ἱμέρῳ durch ἐπιθυμῶν erklärt worden. Die Randglosse ist im Stammcodex der Classe in den Text gedrungen und hatte die leichte Verderbniss von γῆς zu γῆν (γῆν ἐπιθυμῶν ἱμέρῳ VR) veranlasst. In S jedoch liest man γῆν ἐπιθυμῶν ἥμερον!

2. Verkleisterung einer Lücke in S: III, 148 fin. hatte eine durch Homoioteleuton entstandene Lücke den Abschluss eines Satzes und den Beginn eines andern verschlungen. R und

V zeigen die Lücke nackt, während S den Abgang (wie man bei Gaisford nachlesen mag) aus eigenen Mitteln zu decken bestrebt ist. Dasselbe geschieht

3. ein anderes Mal IV, 183, 2—3. Hier waren in der S und V gemeinsamen Mutter-Handschrift die Worte zwischen Αἰθίοπας und Αἰθίοπες ausgefallen. V bietet vollkommen treu und vollkommen sinnlos: Αἰθίοπας. πόδας τάχιστοι, S hingegen mit dreister Interpolation: Αἰθίοπας γειτονεύουσι, οἳ πόδας τάχιστοι —.

4. Willkürliche Fortbildung eines geringen Buchstabenfehlers: I, 111, 15 ist ἐωθὼς in R zu ἐωρθὼς, in V zu εωρθῶς (sic) geworden, in S hingegen zu ὀρθῶς! — Ebenso erscheint

5. μετείθη I, 114, 24 (das auch im Florentinus zu μετήθη verschrieben und nur nachträglich berichtigt ward) in V als μετήχθη, in R als ἐμετείχθη, in S dagegen ist das Wort, offenbar mit Rücksicht auf das fast unmittelbar vorangehende μαστιγέων, zu ἐμαστίχθη verschlimmbessert worden, desgleichen wurden

6. die Worte ἐς Φώκαιαν ἔρχονται (II, 106, 11) leicht entstellt (zu ἐς φώκαι ἀνέρχονται in R, zu ἐς φῶκαι ἀνέρχονται in V), in S aber ward daraus: ἐφ' ᾧ καὶ ἀνέρχονται. Nicht viel anders ist

7. εἶσε ἄγων (III, 61, 3) in VR zu εἰσάγων verschrieben, in S jedoch, wo man augenscheinlich das nunmehr fehlende Verbum zu ersetzen trachtete, weiter zu εἰσάγει verderbt worden; gerade so wie

8. χώρους (II, 154, 10) in all' den drei Handschriften zu χρόνους entstellt, nur in S aber das unmittelbar folgende χρόνον nun auch (wie zum Ersatz) in χῶρον geändert ward.

Sind so die Fälle überaus zahlreich, in welchen V und R die erste Stufe der Verderbniss darstellen, während die Corruptel in S mit unheilvollem Scharfsinn weiter und weiter fortgebildet ward, so kenne ich wenigstens keinen Fall, wo sich von V Aehnliches behaupten liesse. Freilich steht auch dieser Codex gelegentlich gegen R zurück — so durch Ausfall eines Wortes, welches in der Mutter-Handschrift von SV ausgelassen ward (wie δέον nach οὐδὲν III, 65, 6, das in S durch ἧσσον ersetzt ward, in V hingegen unersetzt blieb), oder durch Weglassung von ein paar Buchstaben (wie denn III, 63, 10 ἐπιθέμενον in R zu ἐπιέμενον, in V zu ἐπιένον zusammenschwand, während in S der Text bis zur Unkenntlichkeit entstellt ward). In diesen und ähnlichen Fällen ist jedoch in V keine Spur von Willkür

oder mala fides zu erkennen; hingegen fehlt es nicht an Beispielen, in welchen V allein einen Textesschaden in seiner primitivsten Gestalt darbietet, R und S jedoch (in gleicher oder auch in verschiedener Weise) das Bestreben verrathen, den Fehler in gleissnerischer Weise zu verdecken. Zwei Instanzen mögen vorläufig genügen:

III, 4, 19 sind die Worte ἀποστεῖλας τριήρεϊ κατ' αὐτόν in R und S zu ἀποστεῖλας τριήρεϊ εἰς ταὐτόν verderbt worden. Nur in V kann man den Ursprung des Fehlers gleichsam mit Händen greifen. Im Stammcodex der Classe war ЄΙC über KAT als Erklärung beigeschrieben worden, und V zeigt uns mit einer wahrhaft rührenden Naivetät das Glossem, wie es sich mitten in den Text hineinschiebt — ohne den leisesten Versuch einer Vertuschung oder Verhüllung —: τριήρειxα (sic) εἰς ταὐτόν.

II, 117, 8—9 waren im Stammcodex ein oder zwei Striche unkenntlich geworden und somit lesen wir statt οἵπερ ἔμπροσθεν (ἐώθεσαν χρᾶσθαι) in V: οἱ πέρσαι πρόσθεν (aus ΟΙΠЄΡЄΜ ward ΟΙΠЄΡCΑΙ), in R jedoch nur mehr οἵπερ πρόσθεν, in S endlich gar blos οἱ πρόσθεν — ein Textesschwund, von dem aus es ohne fremde Hilfe unmöglich gewesen wäre das Ursprüngliche jemals wieder zu gewinnen.

Ich verzichte darauf, an dieser Stelle auch solche Fälle namhaft zu machen, in denen die Lesart von V allein auf die richtige Fährte und zur Verbesserung des noch immer verdorbenen Textes führen kann; denn damit müsste ich einen Boden betreten, auf welchem Meinungsverschiedenheiten zum Mindesten möglich wären. Ich fasse vielmehr die Ergebnisse dieser Erörterung wie folgt zusammen: Um die Lesarten der besseren Handschriften-Classe in jedem einzelnen Falle mit voller Sicherheit beurtheilen zu können, ist es unbedingt nothwendig, den Archetypus derselben zu reconstruiren. Die bisher erreichbare Annäherung an dieses Ziel ist genügend um uns die Grundlosigkeit weitaus der meisten Anklagen erkennen zu lassen, welche vordem (insbesondere von Abicht) gegen die Handschriften-Familie als solche erhoben wurden und die in Wahrheit (insofern es sich dabei nicht um naive und zufällige Irrungen handelt) zumeist nur einen ihrer werthlosesten Abkömmlinge treffen.[1] R ist einer

[1] Wie misslich die Lage Derjenigen geworden ist, welche die Superiorität der ersten Handschriften-Classe noch immer hartnäckig bestreiten, kann

der besseren Vertreter der ersten Handschriften-Classe, aber keineswegs ein so guter, dass seine Kenntniss die Vertrautheit mit den übrigen Sprossen der Sippe überflüssig machte. Höher steht durch unbefangene Treue V, dessen Lesarten bislang von den Herausgebern so gut als gar nicht berücksichtigt wurden. Noch höher mögen andere Handschriften stehen, von denen wir zur Zeit kaum mehr als die Namen kennen. Ehe von einer wahrhaft kritischen Ausgabe Herodot's die Rede sein kann, müssen alle Repräsentanten der ersten Handschriften-Classe vollständig ausgebeutet und verwerthet werden. Stein's einseitige Bevorzugung von R war ebenso grundlos, als sein systematisches Stillschweigen über die Mehrzahl der Lesungen auch jener Codices, welche er genauer gekannt und gelegentlich benützt hat, seine Nachfolger (wie Cobet's Beispiel lehrt) irrezuführen geeignet war.

3.

Zur Kritik und Erklärung.

Erstes Buch.

I, 2, 21 hatte Stein früher mit Gaisford, Bekker, Krüger die Lesart von V und S pr. m. τὸν Κόλχον statt τὸν Κόλχων βασιλέα, wie es sich gebührte, in den Text aufgenommen und durch die Verweisung auf vieles Aehnliche bei Herodot (wie

uns Stein's Beispiel lehren. Derselbe sieht sich zu Concessionen genöthigt, die seine Stellung vollständig unterhöhlen, ohne doch den Angriff zu entwaffnen. Er muss — um unabweisbaren Thatsachen auch nur einigermassen gerecht zu werden — das Walten eines Correctors annehmen, welcher in vielen und bedeutsamen Fällen das Richtige ex ingenio gefunden und der sogar (ein im Alterthum und Mittelalter unerhörter Fall!) die Zeugnisse späterer Schriftsteller methodisch verwerthet hat — und zugleich soll doch dieser eminente Kritiker den Text vielfach muthwillig bis ins Sinnlose entstellt haben! Und trotz dieser weittragenden und widerspruchsvollen Zugeständnisse sieht sich Herr Stein mehr als einmal vor die Alternative gestellt, entweder seine Theorie über Bord zu werfen oder (und dies ist es, was er meistentheils vorzieht) sonnenklare, von den stimmfähigsten Beurtheilern längst gutgeheissene Verbesserungen (so zu IV, 73, 14—15 oder zu V, 91, 9—10) wieder aus dem Text zu treiben und durch die sinn- und sprachwidrige Vulgata zu ersetzen (vgl. Cobet's mehrfach angeführten Aufsatz).

ὁ Λυδός, τῷ Τυρίῳ, τῷ Ἀραβίῳ, ὁ Πέρσης u. s. w.) ausreichend begründet. In seiner grossen Ausgabe ist er jedoch zur Lesart der Vulgata zurückgekehrt und findet jene Variante nicht einmal mehr einer Erwähnung werth! — Ich verzeichne diese charakteristische Thatsache, um an sie die Bemerkung zu knüpfen, dass ich mit derartigen Rückbesserungen mich im Folgenden zu befassen nicht beabsichtige. Auch zahllose andere Verbesserungen, welche Niemand verfehlen kann, der über das Werthverhältniss der Handschriften eine richtige Ansicht gewonnen hat, können füglich einem künftigen Herausgeber überlassen bleiben.

Der Schluss von Cap. 5, der so viele Irrungen erzeugt hat, ist augenscheinlich also zu verstehen: ‚da sie (Io) sich aber schwanger fühlte und die Eltern scheute, da sei sie freiwillig, damit es nicht ruchbar werde, mit den Phönikern davon gefahren‘. Die — schon bei Gaisford und Bekker mit Recht in Beistriche eingeschlossenen — Worte αἰδεομένη τοὺς τοκέας können nur die Empfindung bezeichnen, welche die Wahrnehmung ihres Zustandes begleitet; denn unmöglich ist es, vor οὕτω δὴ den Nachsatz beginnen zu lassen, auch dann unmöglich, wenn man mit Herold und Krüger αἰδεομένη in αἰδεομένην verändert. Ein Uebriges in sinnwidriger Uebertragung der Worte thut übrigens Stein: ‚und wie sie ihre Schwangerschaft gemerkt, sei sie aus Scheu vor ihren Eltern und aus eigenem Willen‘ (als ob dies zwei Motive wären) u. s. w. — Doch auch solche Uebersetzungs- und Interpunctionsfehler gedenke ich nur ganz ausnahmsweise zu berühren.

Eine grobe Interpolation in Cap. 18 scheint bisher nicht bemerkt worden zu sein: τὰ μέν νυν ἓξ ἔτεα τῶν ἕνδεκα Σαδυάττης ὁ Ἄρδυος ἔτι Λυδῶν ἦρχε, [ὁ καὶ ἐσβάλλων τηνικαῦτα ἐς τὴν Μιλησίην τὴν στρατιήν· Σαδυάττης οὗτος γὰρ καὶ ὁ τὸν πόλεμον ἦν συνάψας][1] τὰ δὲ πέντε τῶν ἐτέων [τὰ ἑπόμενα τοῖσι ἓξ] Ἀλυάττης ὁ Σαδυάττεω ἐπολέμεε κτέ. Verrätherisch ist hier die unangemessene Anwendung der Zeitpartikel τηνικαῦτα, die aus Cap. 17 (ὅκως μὲν εἴη ἐν τῇ γῇ καρπὸς ἁδρός, τηνικαῦτα ἐσέβαλλε τὴν στρατιήν) gedankenlos herübergenommen ist, und der einmal rege gewordene Verdacht darf wohl an der überdeutlichen Breite der völlig entbehrlichen

[1] Die Worte Σαδυάττης — συνάψας wollte auch Cobet tilgen; s. Bähr's Herodot ed. alt. I, p. X. Vgl. auch Excurs II unserer zweiten Abhandlung.

Zusätze, sowie an der schwankenden Ueberlieferung eines Theils der Worte neue Nahrung finden, sowie schliesslich und vornehmlich daran, dass jene Rückbeziehung eine unrichtige ist, da an der soeben angeführten Stelle nicht von dem Vater, sondern von dem Sohne die Rede ist.[1]

Der Weg, der zur Herstellung von 27, 8—10 führt, ist schon mehrmals betreten, aber nicht bis zu seinem Ziele verfolgt worden. Schneidewin (Philolog. X, 330) und nach ihm Cobet (Var. lect. 413) haben erkannt, dass die in mehreren Handschriften vorfindliche Lesart ἀρᾶσθαι das Ursprüngliche und εὔχεσθαι ein fremder Zusatz ist. Allein weder konnten sie es wahrscheinlich machen, dass das von dem angeblichen ‚Glossem εὔχεσθαι‘ verdrängte ἀρᾶσθαι nun auch ‚an verkehrte Stelle gerathen‘ sei, noch vermochten sie ferner die Ersetzung des Infinitivs durch das Particip (ἀρώμενοι) zu erklären, noch endlich that ihre Herstellung dem Ohr (und bei einem so rhythmischen Schriftsteller, wie Herodot es ist, darf man auch daran erinnern) ein volles Genüge. Der Geschichtschreiber schrieb weder: νησιώτας δὲ τί δοκέεις εὔχεσθαι ἄλλο ἤ, ἐπείτε τάχιστα ἐπύθοντό σε μέλλοντα ἐπὶ σφίσι ναυπηγέεσθαι νέας, λαβεῖν ἀρώμενοι Λυδοὺς ἐν θαλάσσῃ —; (Stein mit der Vulg.)

noch auch: νησιώτας δὲ τί δοκέεις ἀρᾶσθαι ἄλλο ἤ — λαβεῖν Λυδοὺς ἐν θαλάσσῃ —; (Schneidewin, Cobet)

sondern: νησιώτας δὲ τί δοκέεις ἄλλο ἤ — λαβεῖν ἀρᾶσθαι Λυδοὺς ἐν θαλάσσῃ —;

Zur elliptischen Ausdrucksweise — welche die Wirrnisse der Ueberlieferung vollständig erklärt[2] — vergleiche man bei

[1] Vielleicht vermisste der Interpolator eben eine Angabe über die Methode der Kriegführung des Sadyattes gegen Milet und wollte diesem Mangel durch den Zusatz abhelfen: ‚auch dieser hat gleichfalls in der über Alyattes berichteten Weise Krieg geführt‘, was nur zu sehr undeutlichem Ausdruck gelangt ist.

[2] Die Verkennung der Ellipse hat nämlich die Einschiebung des Infinitivs εὔχεσθαι und diese die Ersetzung des nach und neben εὔχεσθαι unmöglich erscheinenden ἀρᾶσθαι durch ἀρώμενοι zur Folge gehabt. Der glückliche Zufall, welcher die Lesart ἀρᾶσθαι in einigen Handschriften erhalten hat (im cod. Remiger. und in den Parisini c und a, in letzterem neben der Marginalvariante ἀρώμενοι, nach Wesseling, Schweighäuser und Gaisford; nur im Paris. a und im Florent. von zweiter Hand nach Stein), eröffnet uns den sicheren Einblick in einen Process, den sonst kein menschlicher Scharfsinn aufzudecken vermocht hätte.

Herodot selbst II, 14, 2—3: ἄλλο τι ἢ οἱ ταύτῃ οἰκέοντες Αἰγυπτίων πεινήσουσι —; und VII 168, 11—13: ἢν γὰρ σφαλῇ, σφεῖς γε οὐδὲν ἄλλο ἢ δουλεύσουσι τῇ πρώτῃ τῶν ἡμερέων (ferner viel Derartiges bei Krüger 62, 3, 5 und 7 oder auch Xenoph. Anab. V, 7, 26: καὶ τούτους τί δοκεῖτε; oder Plato Meno 80 A: ὅτι σὺ οὐδὲν ἄλλο ἢ αὐτός τε ἀπορεῖς κτέ.).

Ueber Solons Gespräch mit Krösus, dessen legendenhafter Charakter in alter wie in neuer Zeit vergeblich bestritten worden ist, wäre in sachlicher wie in kritischer und sprachlicher Rücksicht gar Vieles zu sagen; ich beschränke mich auf wenige Bemerkungen. Den Widerspruch, der darin liegt, dass die ,Lust die Welt zu sehen' zuerst als Vorwand (κατὰ θεωρίης πρόφασιν, ἵνα δὴ μὴ κτέ. 29, 3) und gleich darauf als ein realer Beweggrund (αὐτῶν δὴ ὦν τούτων καὶ τῆς θεωρίης — εἵνεκεν 30, 7—8) bezeichnet wird, löst die folgende Erwägung. Es war ein Theilmotiv, welches von Solon als alleiniger Beweggrund geltend gemacht wurde; insofern und im Gegensatz zu dem gewichtigeren, aber unausgesprochenen Motiv, der Hintanhaltung von Verfassungsänderungen zu Athen, durfte es ein Vorwand heissen. Mit ähnlicher Ungenauigkeit drückt sich einmal W. v. Humboldt aus (Briefwechsel mit Goethe, S. 257): ,— wo ich unter der Ursache und dem Vorwande der Geschäfte jede Gesellschaft mied'. — Eine crux interpretum bilden seit jeher die Anfangsworte des Cap. 31: ὡς δὲ τὰ κατὰ τὸν Τέλλον προετρέψατο ὁ Σόλων τὸν Κροῖσον εἴπας πολλά τε καὶ ὄλβια, ἐπειρώτα τίνα δεύτερον μετ' ἐκεῖνον ἴδοι, δοκέων πάγχυ δευτερεῖα γῶν οἴσεσθαι. Dass hier eine Textesstörung vorliegt, dies lassen uns schon die ebenso gewagten als weit auseinander gehenden Uebertragungsversuche der Uebersetzer, gleichwie die verzweifelten Auskunftsmittel der Erklärer erkennen. In der That entziehen sich die Worte jedem sprachlichen Verständnisse und jeder vernünftigen Auslegung. Denn weder ist es erlaubt, mit Stein zu προετρέψατο ein ,sc. εἰρωτᾶν' hinzuzudenken oder besser zu dichten, noch konnte (wie schon Herold dargethan hat) die Schilderung jenes schlichten Bürgerglücks den stolzen König von Lydien ,immer begieriger' machen weiter zu fragen (Lange), noch lässt sich Krüger's Deutung: ,als Solon die Vorzüge des Tellos dem Krösus einleuchtend gemacht hatte' mit den überlieferten Worten irgendwie in

Einklang bringen; Rawlinson endlich (‚thus did Solon admonish Croesus by the example of Tellus, enumerating the manifold particulars of his happiness; when he had ended‘ etc.) vermeidet zwar einige der Klippen, an denen seine Vorgänger gescheitert waren, ohne jedoch seinerseits in den sicheren Port einer befriedigenden Uebertragung einzulaufen.[1]

Ich verändere mit G. Herold (Jahrb. f. Philol. 1857, S. 424) εἴπας in εἶπαι,[2] will aber keineswegs mit dem trefflichen Gelehrten Solon und Krösus ihre Stellen vertauschen lassen, sondern den Satz wie folgt verstanden wissen: ‚Als nun Krösus nothgedrungen das Loos des Tellos hoch und glücklich gepriesen hatte, da‘ u. s. w. War es denn — so frage ich — denkbar, dass ein Meister der Darstellung, wie Herodot es ist, uns von der Art, wie Krösus die Mittheilung des Solon aufnimmt, kein Sterbenswörtchen berichtet? Nahm der König dieselbe starr und stumm wie ein Steinbild entgegen, ohne ein Wort der Zustimmung oder auch des Widerspruchs zu finden? Jedenfalls musste ein guter Erzähler uns auch dies ausdrücklich sagen und durfte es nicht blos zwischen den Zeilen lesen lassen. Wenn nun aber (nach meiner Auffassung der Stelle) der steinreiche lydische Fürst das Loos des einfachen athenischen Bürgers mit vollen Backen preist, halb aus Höflichkeit gegen den gefeierten Gastfreund, und zur grösseren Hälfte um den Ausspender des zweiten Glückspreises bei guter Laune zu erhalten (δοκέων πάγχυ δευτερεῖα γῶν οἴσεσθαι!) — wie heiter musste dies doch den antiken Leser stimmen und mit welchem schmunzelnden Behagen

[1] προτρέπεσθαι heisst nicht schlechtweg ‚ermahnen‘ (und auch dieser Begriff würde dem Zusammenhang nicht wohl entsprechen, sondern bestenfalls jener des Belehrens), sondern ‚antreiben, drängen, nöthigen‘, sei es nun, dass ein nachfolgender Infinitiv oder dass ein Accusativ mit πρός oder ἐπί die erforderliche Gedankenergänzung bietet (vgl. Herold a. a. O). — Auch εἰπεῖν τινα πολλά τε καὶ ὄλβια kann nicht das bedeuten, was Rawlinson es bedeuten lässt. Man vergleiche beispielsweise Sophocl. Electr. 523: κακῶς δέ σε λέγω, frg. trag. adesp. 447: οὐδεὶς ἂν εἴποι κεῖνον ἀνθρώπων κακῶς, Chaeremo frg. 24: οὐχ ὡς νομίζεις τὸ φρονεῖν εἴπας κακῶς und daneben Aristoph. Eccles. 435: τὰς μὲν γυναῖκας πολλ' ἀγαθὰ λέγει, σὲ δὲ||πολλὰ κακά. Und hieran vermag das Hendiadyoin πολλά τε καὶ ὄλβια nichts zu ändern; s. Krüger 69, 32, 3 und (worauf Stein verweist) Herod. VIII, 61, 9—10; IX, 107, 15—16.

[2] Mehrfache Beispiele derselben Buchstabenverwechslung eben in den Herodot-Handschriften habe ich Krit. Beiträge III, 14 zusammengestellt.

mochte er aus dem nächsten Abschnitt ersehen, dass der Liebe Mühen umsonst gewesen, dass die dem griechischen Lebensideal widerwillig dargebrachte Huldigung unbelohnt geblieben war. — Der Wechsel des grammatischen Subjects kann angesichts der weit grelleren Fälle, wie sie uns insbesondere I, 33, I, 114, 21—22, VI, 30 in., VII, 208, 18—19 aufstossen, nicht im Mindesten befremden. Die Phrase πολλά τε καὶ ὄλβια endlich gewinnt einen eigenthümlich ironischen Beigeschmack, wenn man sich der ganz anders gearteten, auf Fürstenmacht und Herrscherglanz bezüglichen Anwendung dieser Wortverbindung erinnert, welche uns in der allbekannten Sardanapal-Grabschrift begegnet (Choeril. Samii quae supers., ed. Näke, p. 196):

ταῦτ' ἔχω ὅσσ' ἔφαγον καὶ ἐφύβρισα καὶ σὺν ἔρωτι
τέρπν' ἔπαθον, τὰ δὲ πολλὰ καὶ ὄλβια πάντα λέλειπται.

Cap. 32, 12 erörtert Solon die Frage nach dem Werth des Reichthums und gelangt hierbei zu folgendem Ergebniss: Der Steinreiche, aber im Uebrigen vom Glücke nicht Begünstigte besitzt vor dem mässig Bemittelten, aber sonst Glücklichen zwei, dieser aber vor jenem vielerlei Vorzüge. Die zwei Vortheile des Ersteren bestehen in der Fähigkeit, einen schweren Schicksalsschlag leichter zu ertragen und eine Begierde leichter zu befriedigen. Die vielerlei Vorzüge des Letzteren aber setzen sich aus all' den Segnungen zusammen, die das Glück seinen Günstlingen gewährt und über welche der Besitz von Geld und Gut keinerlei Macht verleiht. Dieser klare und so weit er reicht, richtige Gedanke ist aber durch ein altes Missverständniss, welches die Interpunction verderbt und die Einschaltung der Adversativ-Partikel δέ am unrechten Orte veranlasst hat, bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden. Man verstand und versteht nämlich die Worte ταῦτα δὲ ἡ εὐτυχίη οἱ ἀπερύκει dahin, als ob der wenig begüterte εὐτυχής auch von jederlei Schicksalsschlag und vor jedem Verlangen bewahrt bliebe. Wäre aber dies richtig, dann hätte ja der μέγα πλούσιος ἀνόλβιος δέ vor seinem Widerpart nicht etwa ‚nur zwei Vorzüge' (δυοῖσι προέχει — μοῦνον), sondern überhaupt keinen voraus! Denn wenn dem A ein Heilmittel gegen eine Krankheit eignet, B hingegen das Heilmittel entbehrt, aber von der Krankheit ohnehin verschont wird, wo bleibt dann A's Vorzug? Man übersetze die Stelle

(und schreibe die fraglichen Worte) vielmehr also: ‚Der gewaltig Reiche, aber im Uebrigen Unglückselige besitzt nur zwei Vorzüge vor Jenem, welchem das Glück hold ist, dieser aber vor dem Reichen und Unglückseligen gar viele. Der Letztere ist vermögender eine Begierde zu befriedigen und einen Schicksalsschlag, der ihn trifft, zu ertragen; Jener aber hat Folgendes vor ihm voraus. Einen Schicksalsschlag freilich und eine Begierde zu tragen ist er nicht gleich vermögend, allein vor dem was ich nunmehr nennen will, bewahrt ihn sein günstiges Geschick: er ist frei von Gebrechen, von Siechthum und von Leiden — mit Kindern gesegnet und mit Schönheit (ταῦτα δὲ ἡ εὐτυχίη οἱ ἀπερύκει· ἄπηρός [δὲ] ἐστι ἄνουσος ἀπαθὴς κακῶν, εὔπαις εὐειδής). Wenn er nun überdies noch sein Leben wohl beschliessen wird, dann hast du den Mann gefunden, den du suchst;[1] er verdient es, glückselig zu heissen.‘ — Zweierlei, so

[1] Die Worte οὗτος ἐκεῖνος τὸν σὺ ζητέεις bilden ein in sich abgeschlossenes Satzglied, indem die Copula zu οὗτος ἐκεῖνος (genau so wie zu ὅδ' ἐγώ, τόδ' ἐκεῖνο, σὺ κεῖνος u. dgl.) hinzugedacht wird. Vgl. Arist. Poet. c. 4 (1448^{b}, 16—17): — μανθάνειν καὶ συλλογίζεσθαι τί ἕκαστον, οἷον ὅτι οὗτος ἐκεῖνος. Lucian. Somn. c. 11: — ἕκαστος τὸν πλησίον κινήσας δείξει σε τῷ δακτύλῳ, οὗτος ἐκεῖνος λέγων. Derselb. Herodot. s. Aëtion §. 2: — ἐδείκνυτο ἂν τῷ δακτύλῳ· οὗτος ἐκεῖνος, Ἡρόδοτός ἐστιν, ὁ τὰς μάχας κτέ. Man sieht, wie unmotivirt Stein's Bemerkung ‚ἐστί ist von seinem Bezuge gesperrt‘ und wie grundlos seine angebliche Besserung ὁ ὄλβιος statt ὄλβιος ist. — ἄπηρος (in den meisten und besten Handschriften zu ἄπειρος verschrieben und von Heinsius wieder hergestellt) bezeichnet — gleich ὁλόκληρος — den im Vollbesitz seiner Gliedmassen und im Vollgenuss seiner geistigen und leiblichen Fähigkeiten befindlichen Menschen und ist somit das an der Spitze dieser Aufzählung man möchte sagen allein mögliche Wort, das man sehr mit Unrecht um seiner Seltenheit willen angefochten hat. ἀπαθὴς κακῶν muss man, damit es eine Species neben anderen Species und nicht ein allumfassendes Genus bedeute, in eingeschränkterem Sinne als z. B. II, 119, 13; V, 19, 2; VII, 184 in. oder bei Plato Phaedr. 250 C verstehen, wohl von Körperleiden (vgl. ρ, 384: μάντιν ἢ ἰητῆρα κακῶν). Der Widerspruch, der darin zu liegen scheint, dass der εὐτυχής dennoch von einer gelegentlichen ἄτη getroffen wird, ist mehr sprachlicher als sachlicher Art. In Wahrheit vergleicht Herodot nicht sowohl den πλούσιος mit dem εὐτυχής, als den πλοῦτος mit der εὐτυχία. Dass die letztere in keinem einzelnen Falle zu vollständiger Verwirklichung gelangt, dies gesteht er ja alsbald selbst in der rückhaltlosesten Weise (τὰ πάντα μέν νυν ταῦτα συλλαβεῖν ἄνθρωπον ἐόντα ἀδύνατόν ἐστι). Im höchsten Grade ungereimt wäre es hingegen, dem εὐτυχής — wie die gegnerische Auffassung dies erheischt — jede ἐπιθυμία abzusprechen. (Bereits Werfer

scheint es, hat den uralten, schon in der Anführung bei Stobäus (Floril. 105, 63) erkennbaren Missverstand verschuldet: die minder gewöhnliche, aber durch eine Fülle von Beispielen auch bei Herodot gesicherte Verwendung von ‚οὗτος‘ mit Bezug auf Folgendes (vgl. Stein zu I, 137), und die unerwartete Wendung, mittelst welcher statt der Güter, deren der Glückliche theilhaft wird, die Uebel genannt werden, vor welchen er bewahrt bleibt, woran die zwei positiven Glücksfactoren, die Solon namhaft macht, nicht ohne eine kleine Unregelmässigkeit sich anschliessen.

Die ganze Stelle ist auch darum so interessant, weil sie wohl die älteste Anwendung der von J. St. Mill so genannten Differenz-Methode auf moralische Gegenstände enthält. Herodot will die damals viel verhandelte Frage über den relativen Werth der Lebensgüter (man vergleiche vor Allem die auffallend ähnliche Erörterung bei Euripides frg. 287) durch ein ideales Experiment entscheiden. Auf der einen Seite steht der Reichthum, zur höchsten Potenz erhoben und von seinen natürlichen Consequenzen begleitet, aber losgelöst von allen sonstigen Glücksgütern; auf der anderen Seite der Inbegriff der übrigen Glücksgaben: leibliche und geistige Integrität, Gesundheit, Schönheit, Kindersegen (nicht blos der quantitative) — und nun wird aus dieser Gegenüberstellung die Bilanz gezogen. In methodischer Beziehung mag man Platos, freilich ungleich geist- und lebensvolleres Experiment mit dem unsichtbar machenden Ring des Gyges in der Republik vergleichen.

Die der irrigen Auffassung des Zusammenhanges entstammende Einschiebung eines δέ lässt sich in unserem Texte, falls ich nicht irre, noch mehrmals nachweisen, am sichersten wohl VIII, 137: ἦσαν γὰρ τὸ πάλαι καὶ αἱ τυραννίδες τῶν ανθρώπων ἀσθενέες χρήμασι, οὐ μοῦνον ὁ δῆμος· ἡ [δὲ] γυνὴ τοῦ βασιλέος αὐτὴ τὰ σιτία σφι ἔπεσσε. Stein hat hier durch eine Umstellung helfen wollen, welche eine der hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten des herodoteischen Sprachgebrauchs einfach wegwischt: die Voranstellung des begründenden Nebensatzes, gleichviel ob der Hauptsatz mit einem καί, δέ oder ἀλλά an das frühere angeknüpft

---

wollte, wie seine Andeutung Acta monac. I, 98—99 lehrt, ταῦτα auf das folgende beziehen; doch hat er diese Auffassung weder begründet noch in ihre Consequenzen verfolgt.)

wird, oder ob, wie an unserer Stelle, jede solche Verbindung mangelt (vgl. Valckenaer ad loc.). Beispiele des letzteren und selteneren Falles bieten IV, 162, 2: τοῦτο ἐπὶ παντὶ γὰρ τῷ διδομένῳ ἔλεγε, τελευταῖόν οἱ ἐξέπεμψε δῶρον κτέ. oder VIII, 94, 24: ταῦτα λεγόντων ἀπιστέειν γὰρ τὸν Ἀδείμαντον, αὖτις τάδε λέγειν κτέ.[1] — Missverstanden ward m. E. diese Construction, ohne dass jedoch mehr als die Interpunction darunter gelitten hätte, auch I, 112, 17 ff., wo ich die Sätze wie folgt zu verbinden empfehle: ἐπεὶ τοίνυν οὐ δύναμαί σε πείθειν μὴ ἐκθεῖναι, σὺ δὲ ὧδε ποίησον· εἰ δὴ πᾶσά γε (γε Gaisf., Bekk. mit den besten Handschriften) ἀνάγκη ὀφθῆναι ἐκκείμενον,[2] τέτοκα γὰρ καὶ ἐγώ, τέτοκα δὲ τεθνεός, τοῦτο μὲν φέρων πρόθες, τὸν δὲ τῆς Ἀστυάγεος θυγατρὸς παῖδα ὡς ἐξ ἡμέων ἐόντα τρέφωμεν.

I, 38 spricht Krösus zu Atys: εἷς γάρ μοι μοῦνος τυγχάνεις ἐὼν παῖς· τὸν γὰρ δὴ ἕτερον διεφθαρμένον τὴν ἀκοὴν οὐκ εἶναί μοι λογίζομαι. Es ist traurig, dass man wieder die Feder ergreifen muss, um die von Reiz vorgeschlagene Tilgung der durchschossenen Worte von Neuem zu empfehlen. Freilich brauchte ‚die Sage‘ es nicht zu achten, dass ‚der bisher taubstumme Sohn‘ des Krösus bei der Einnahme von Sardis, als er vor Schreck und Aufregung die Sprache gewinnt, ‚sofort dem Perser verständlich spricht und den Namen seines Vaters‘ weiss (Stein zu I, 85). Allein Herodot kennt ihn eben nur als stumm. Er nennt ihn I, 84 τὰ μὲν ἄλλα ἐπιεικής, ἄφωνος δὲ und wieder 85 ὁ δὲ παῖς οὗτος ὁ ἄφωνος, desgleichen 34 τῶν οὕτερος μὲν διέφθαρτο, ἦν γὰρ δὴ κωφός, was (wie der Orakelvers[3]

---

[1] Andere Beispiele siehe bei Melander, De anacoluthis Herodoteis p. 54—55.

[2] An der Stelle, wo der Hirt den Befehl empfängt, das Leben des kleinen Cyrus unter keinen Umständen zu verschonen, liest man (I, 110 fin.): ἢν μὴ ἀποκτείνῃς αὐτὸ ἀλλά τεῳ τρόπῳ περιποιήσῃ —. Nicht quodam modo, sondern quocunque modo verlangt jedoch der Zusammenhang (anyhow übersetzt Rawlinson mit Recht). Also: ἀλλ' ὅτεῳ τρόπῳ wie II, 121, 3: ὅτεῳ τρόπῳ δύναται —.

[3] Als ein Curiosum mag es gelten, dass Stein auch bei dieser Stelle an der Bedeutung taubgeboren, d. h. taubstumm, festhält und den Vers nunmehr wirklich so übersetzt, wie ich Zeitschr. f. österr. Gymn. 1857, 445, um seine Auffassung ad absurdum zu führen, scherzhaft empfohlen hatte. Oder vielmehr womöglich noch verkehrter, nämlich nicht: ‚Und den Tauben vernehm ich‘ — sondern: ‚Merk' den Gedanken des Tauben und höre die Sprache des Stummen.‘ In Wahrheit bedeutet

καὶ κωφοῦ συνίημι καὶ οὐ φωνεῦντος ἀκούω Cap. 47, 2 lehrt) auch bei Herodot wie sonst mehrfach ‚stumm‘, nicht ‚taub‘ bedeutet; und endlich musste denn der Vater dem Sohne erst sagen, welches das Gebrechen seines Bruders sei, ja kam es denn in diesem Zusammenhange überhaupt darauf an und nicht vielmehr blos darauf, dass der unglückliche Prinz διεφθαρμένος und nicht ὁλόκληρος sei? Nicht weil er taub oder stumm oder auch taubstumm, sondern weil er ein Krüppel und somit zur Uebernahme der Regierung unfähig ist, darum zählt er dem königlichen Vater so wenig, als ob er nicht vorhanden wäre.

Der Satz, in welchem Herodot sein Befremden über die plumpe List ausspricht, mittelst welcher Peisistratos seine Rückkehr nach Athen bewerkstelligt hat, 60, 10 ff., scheint sich mir ohne Annahme einer Lücke jeder verständlichen Deutung zu entziehen. Denn die geistige Ueberlegenheit der damaligen Griechen über Nichtgriechen und der Athener über die sonstigen Griechen macht jenen Vorgang zwar erstaunlicher oder wenn man will unbegreiflicher, aber nicht einfältiger[1] als er an sich ist, und somit vermag ich nicht abzusehen, wie der Hinweis auf jene Thatsachen das Urtheil εὐηθέστατον — μακρῷ irgend zu begründen im Stande ist. Und pflegt sich denn unser Geschichtschreiber sonst so unbeholfen auszudrücken, wie es hier der Fall ist: μηχανέονται — πρῆγμα εὐηθέστατον — εἰ καὶ τότε — μηχανέονται τοιάδε? Es muss ein kleines Satzglied ausgefallen sein, welches eben der Verwunderung des Historikers directen Ausdruck lieh. Ich setze ein solches beispielsweise ein: — μηχανέονται δὴ ἐπὶ τῇ κατόδῳ πρῆγμα εὐηθέστατον, ὡς ἐγὼ εὑρίσκω, μακρῷ. ⟨θωῦμα γάρ μοι⟩, ἐπεί γε ἀπεκρίθη ἐκ παλαιτέρου τοῦ βαρβάρου [ἔθ-

---

der Orakelvers, ohne jeden Pleonasmus: ‚Ich verstehe das Lallen des Stummen und ich höre den, der keinen Ton von sich gibt.‘ Ebenso werden συνίημι und ἀκούω verbunden bei Hippocr. VIII, 671 Littré: — καὶ μὴ ἀκούων, μηδὲ ξυνιείς, θανατώδης; oder bei Demosth. Midian. §. 50: εἰ ταῦτ' ἀκούσαιεν καὶ συνεῖεν οἱ βάρβαροι. Die unarticulirten Laute des Stummen sind ebenso wenig συνετά, wie es die articulirte Rede eines Fremdsprachigen ist; vgl. Herod. II, 57, 8.

[1] Freilich mag man eine Speculation auf die Unbildung oder Leichtgläubigkeit eines Volkes um so einfältiger und abgeschmackter nennen, je weniger jene Voraussetzung zutrifft. Doch kann dies nur dann geschehen, wenn der Versuch erfolglos geblieben war, was hier eben nicht der Fall ist.

νεος][1] τὸ Ἑλληνικὸν ἐὸν καὶ δεξιώτερον καὶ εὐηθείης ἠλιθίου ἀπηλλαγμένον. μᾶλλον, εἰ καὶ τότε γε οὗτοι ἐν Ἀθηναίοισι τοῖσι πρώτοισι λεγομένοισι εἶναι Ἑλλήνων σοφίην μηχανέονται τοιάδε. Vgl. IX, 65, 4: θῶυμα δέ μοι ὅκως — οὐδὲ εἷς ἐφάνη τῶν Περσέων κτέ. (oder VI, 123, 17 θῶυμα ὦν μοι κτέ.) Zur Verbindung von θωυμάζω und dergleichen mit εἰ (z. B. VIII, 8, 1 θωυμάζω δὲ εἰ τὰ λεγόμενά ἐστι ἀληθέα) mag man die analogen Wendungen der englischen Sprache vergleichen: I marvel oder I wonder how, why u. s. w., was ebenfalls heisst: ich staune und frage mich wie, warum u. s. w. Diese Ausdrucksweise ist bei Herodot mehrfach verkannt worden, so IV, 30 in.: θωυμάζω δὲ — ὅτι (lies ὅ τι) ἐν τῇ Ἠλείῃ πάσῃ χώρῃ οὐ δυνέαται γίνεσθαι ἡμίονοι. Denn die Verbindung θωυμάζω ὅτι wird man bei unserem Autor vergebens suchen, hingegen entspricht dieser Stelle aufs Genaueste VIII, 65, 15: ἀποθωυμάζειν τέ σφεας τὸν κονιορτὸν ὅτεών κοτε εἴη ἀνθρώπων. — Ueblere Folgen als hier hat das Missverständniss VII, 125 fin. gehabt, wo es die Interpunction gestört und (irre ich nicht) auch eine Interpolation veranlasst hat. Ich lese: θωυμάζω δὲ τὸ αἴτιον ὅ τι κοτέ ἦν, τῶν ἄλλων [τὸ ἀναγκάζον] ἀπεχομένους τοὺς λέοντας τῇσι καμήλοισι ἐπιτίθεσθαι —. ‚Ich frage mich verwundert, was wohl die Ursache gewesen sein mag, dass' u. s. w. Gleichfalls sprachwidrig oder doch dem herodoteischen Sprachgebrauch zuwiderlaufend ist die Verbindung von θῶυμα ποιέεσθαι mit περί c. gen., wie sie an einer mehrfach interpolirten und irrig gelesenen Stelle begegnet, die ich daher lieber zum grösseren Theil hieher setze; III, 22 fin. sqq.: πρὸς ταῦτα ὁ Αἰθίοψ οὐδὲν ἔφη (so statt ἔφη οὐδὲν SVR) θωυμάζειν εἰ σιτεόμενοι κόπρον ἔτεα ὀλίγα ζώουσι· οὐδὲ γὰρ ἂν τοσαῦτα ζώειν δύνασθαί σφεας (statt δ. ζ. σφ. SVR), εἰ μὴ τῷ πόματι ἀνέφερον, φράζων [τοῖσι Ἰχθυοφάγοισι secl. Krüger] τὸν οἶνον·

[1] τὸ βάρβαρον ἔθνος kann unmöglich das gesammte barbarische Wesen bezeichnen, welches hier dem ganzen hellenischen (τὸ Ἑλληνικόν z. B. I, 4 fin.; I, 58 in. u. s. w., ebenso τὸ Πελασγικόν I 57, 6) entgegengesetzt wird. τὸ βάρβαρον gebraucht genau so unser Autor VIII, 19, 18, desgleichen Dionys. Halic. (Antiquit. rom. I, 12 = I, 15, 22 Kiessl.), der Nachahmer Herodots, der I, 29 ein Stück aus den unmittelbar vorhergehenden Capiteln 57—58 anführt. Beiläufig, Sauppe's Verbesserung der wichtigen Stelle I, 58, 15—16, lässt sich wohl zugleich etwas sprachgemässer und minder gewaltsam also gestalten: — αὔξηται ἐς πλῆθος ἐθνέων πολλῶν, τῶν ⟨Πελασγῶν⟩ μάλιστα προσκεχωρηκότων κτέ. Zu πλῆθος ἐθνέων πολλῶν vgl. I, 66, 15: καὶ πλήθεϊ οὐκ ὀλίγων ἀνδρῶν.

τοῦτο [1] γὰρ ἑωυτοὺς ὑπὸ Περσέων ἑσσοῦσθαι. ἀντειρομένων δὲ [τὸν βασιλέα om. SVR] τῶν Ἰχθυοφάγων — —. θωῦμα δὲ ποιευμένων τῶν κατασκόπων [περὶ τῶν ἐτέων] κτέ.

Doch ich kehre von dieser Abschweifung zurück. I, 73, 21: οἱ δὲ ταῦτα πρὸς Κυαξάρεω παθόντες, ὥστε ἀνάξια σφέων αὐτῶν πεπονθότες, ἐβούλευσαν κτέ. Nicht ein Urtheil des Historikers über die den Skythen widerfahrene Unbill — und nur dieses könnte ὥστε (= ἅτε) aussprechen — sondern ihre eigene Empfindung muss hier zum Ausdruck gelangen, um die daraus entspringende Handlung zu motiviren. Man lese also ὥς γε, wie es in ganz ähnlichem Zusammenhange heisst: ὁ δὲ ἐπείτε μετείθη τάχιστα, ὥς γε δὴ ἀνάξια ἑωυτοῦ παθών, κτέ. (I, 114, 24, vgl. auch IX, 37, 17 und Schweighäuser's Besserung zu II, 10, 8). Dass T und Γ in der Ur-Handschrift leicht verwechselt wurden, kann auch eine andere Stelle lehren, die bis auf ein Wort bei Stein in Ordnung gebracht ist, nämlich II, 22, 19—21: κῶς ὧν δῆτα ῥέοι ἂν ἀπὸ χιόνος (der Nil), ἀπὸ τῶν θερμοτάτων ῥέων ἐς τὰ ψυχρότερα γῶν τὰ πολλά ἐστι; Ich stelle γῶν aus τῶν her, welches Stein tilgt, obgleich es von beiden hier weit auseinander gehenden Handschriften-Classen dargeboten wird und, da es die Construction nur verwirrt, nicht wohl absichtlich eingeschoben sein kann. Die abschwächende Partikel ist hingegen sehr wohl an ihrem Platz: ‚Wie sollte der Nil von Schnee her fliessen, da er aus den allerheissesten Erdstrichen in solche fliesst, die (zwar nichts weniger als kalt, aber) mindestens doch zum grossen Theile kälter (und nichts destoweniger völlig schneelos) sind?‘ Man bedenke, dass von Nubien und Egypten die Rede ist.[2]

I, 77, 15 erscheint in der Handschriften-Familie, welche ich die erste nenne, eine jener vollständig sinnlosen Lesarten, unter denen sich so oft das Ursprüngliche zu verbergen liebt. Krösus und Cyrus hatten in heissem, aber ergebnisslosem

[1] Nach Gaisford wird das minder elegante τούτῳ nur von drei Handschriften, dem Schellershemianus oder Florentinus (Stein's C) und zwei Parisini geboten, nach Stein hingegen (dessen wunderliche Methode der Varianten-Angabe wir sattsam kennen lernten) ist τοῦτο vom Vaticanus und der Aldina allein bezeugt. Jedenfalls bietet es der Vindobonensis.

[2] Verwechslungen von τε und γε sind in unserem Text schon vielfach nachgewiesen worden. Sollte nicht auch III, 35, 17 zu schreiben sein: ὡς μὲν ἐγώ τε (so Dobree und Bekk. statt ἔγωγε) οὐ μαίνομαί γε (τε SV) Πέρσαι τε παραφρονέουσι κτέ.?

Kampfe mit einander gerungen, bis die einbrechende Nacht die Streitenden trennte. Am nächsten Tage trat Krösus in der Absicht, seine unzulänglichen Streitkräfte zu verstärken, den Rückzug an, da Cyrus ihn nicht angriff. Nein! — da er ihn ‚nicht wieder angriff‘ (Stein), ‚nicht wieder herankam‘ (Lange), ‚did not repeat the attack‘ (Rawlinson), wie die Natur der Sache zu übersetzen zwingt; allein der gangbare Text erhebt dagegen Einsprache, denn aus seinem ὡς τῇ ὑστεραίῃ οὐκ ἐπειρᾶτο ἐπιὼν ὁ Κῦρος lässt sich unmöglich etwas Derartiges herauslesen. In SVR hingegen liest man statt ἐπιὼν vielmehr ἔτι μένειν, d. h., wenn nicht Alles täuscht: ἐπανελθεῖν! (Aus ЄΠΑΝЄΛΘЄΙΝ ward ЄΤΙΜЄΝЄΙΝ; die falsche Lesung ЄΤΙ statt ЄΠ begegnet in der ersten Handschriften-Classe auch III, 78, 13, wo R und S ἔτι ἑστεὼς, V mit ausnahmsweise weiter greifender Verderbniss ἔστι ἑστεὼς bieten statt ἐπεστεὼς; desgleichen zeigt der öfter vorgekommene Ausfall einzelner Buchstaben, dass der Stammcodex gedrängt geschrieben war und die Lesart ἐπιέμενον [in R] statt ἐπιθέμενον [III, 63, 10] weist auf eben das schmale θ hin, welches unsere Voraussetzung hier erfordert.) Schliesslich mag Schweighäuser's Lexikon lehren, dass die Verbindung von πειρᾶσθαι mit dem Infinitiv bei Herodot nicht seltener ist als jene mit dem Particip. Dass aber der Redacteur des Textes der zweiten Handschriften-Classe ohne Rücksicht auf die wirren Zeichen, die der Archetypus darbieten mochte, das halbwegs passende ἐπιὼν schrieb, dies stimmt vortrefflich zu der Vorstellung, die wir uns von diesem dreisten, aber keineswegs ungeschickten Kritikaster bilden müssen.

I, 94 fin.: ἀντὶ δὲ Λυδῶν μετονομασθῆναι αὐτοὺς ἐπὶ τοῦ βασιλέος τοῦ παιδός, ὅς σφεας ἀνήγαγε, ἐπὶ τούτου τὴν ἐπωνυμίην ποιευμένους, [ὀνομασθῆναι] Τυρσηνούς. Dass der Satz so zu interpungiren ist, hat Herold (a. a. O. S. 436) in einer Darlegung erwiesen, die darum nicht weniger überzeugend ist, weil sie die jüngsten Herausgeber nicht überzeugt hat. Dieselben gehen wieder hinter Herold zurück — indem sie den einheitlichen Satz durch stärkere Interpunction hinter ἀνήγαγε in zwei Hälften zerreissen — statt über denselben hinauszuschreiten. Denn ὀνομασθῆναι ist sicherlich zu tilgen, da es das eng zusammengehörige ἀντὶ δὲ Λυδῶν μετονομασθῆναι Τυρσηνούς ‚statt Lyder zu heissen, hiessen sie nunmehr Tyrrhener‘ auseinander zerrt und jede legitime Con-

struction unmöglich macht. Man vergleiche IV, 155, 10: Βάττος δὲ μετωνομάσθη, was ja gleichfalls besagt ,er wurde zu Battos umgetauft', oder VIII, 44, 27 (worauf Herold selbst verwies): Ἀθηναῖοι μετωνομάσθησαν ,sie veränderten ihren Namen und hiessen fortan Athener', oder auch Antiochos von Syrakus bei Dionys. Halic. Antiquit. rom. I, 12 (I, 15, 25 Kiessl.): ἀφ' οὗ μετωνομάσθησαν Ἰταλοί.[1] In ähnlich brachylogischer Weise werden auch andere Verba gebraucht, wie ἐπανορθοῦσθαι, μετατίθεσθαι, ἐλέγχειν (vgl. Stallbaum zu Plato's Euthyphro 9 D). An all' diesen Irrungen ist der kleine Zwischensatz ὅς σφεας ἀνήγαγε allein schuld, da er ,die nachdrückliche Wiederholung des Satzgliedes, zu dessen näherer Bestimmung er dient, durch das Demonstrativum veranlasste' (Herold). Die gleiche Ursache und die gleiche Wirkung wird uns noch einmal (zu III, 97) begegnen.

Habe ich Unrecht, einen Scrupel nicht verwinden zu können, der mir bei der Lectüre von I, 105 (fin.) immer wieder von Neuem aufsteigt? Die Erzählung von der Plünderung des uralten Heiligthums zu Askalon durch die Skythen und der göttlichen Ahndung dieses Frevels, der Verhängung der θήλεα νοῦσος über die Plünderer und ihre Nachkommen, schliesst mit den Worten: ὥστε ἅμα λέγουσί τε οἱ Σκύθαι διὰ τοῦτό σφεας νοσέειν καὶ ὁρᾶν παρ' ἑωυτοῖσι τοὺς ἀπικνεομένους ἐς τὴν Σκυθικὴν χώρην ὡς διακέαται τοὺς καλέουσι Ἐνάρεας οἱ Σκύθαι. Ich komme über das folgende Dilemma nicht hinaus: Entweder Herodot hält seine skythischen Berichterstatter für vollkommen verlässliche und auch seinen Lesern gegenüber für ausreichende Zeugen; warum legt er ihnen dann jenen Appell an das Zeugniss der ihr Land besuchenden Fremden in den Mund? Oder es steht anders; warum beruft er sich dann, da er ja doch Skythien selbst bereist hat (vgl. insbesondere IV, 81—82) und überdies am Pontus die reichhaltigsten und genauesten Erkundigungen über Land und Leute einziehen konnte, nicht auf die eigene Autopsie oder auf das directe Zeugniss seiner Landsleute? Kurz, was soll diese Bekräftigung, die keine solche ist — was die mittelbare Beglaubigung einer Nachricht dort, wo

[1] Beiläufig, ebendaselbst Z. 28 muss man lesen: οὕτω δὴ (nicht δὲ, da aus dem Vorhergehenden das Facit gezogen wird) Σικελοὶ καὶ Μόργητες ἐγένοντο κτέ.; desgleichen ist Z. 21 nach τὰ πιστότατα καὶ σαφέστατα offenbar ein Particip ausgefallen, etwa συνθείς oder ἐκλεξάμενος.

eine unmittelbare so leicht zu erreichen war? Und nicht nur erreichbar war dieselbe, sondern Herodot hat sie zweifelsohne wirklich erreicht, da er an einer späteren Stelle (IV, 67) die Enareer nicht im Mindesten als problematische Wesen betrachtet und über ein Detail ihrer Lebensweise ganz und gar nicht wie nach unsicherem Hörensagen berichtet. Ich vermuthe daher, dass der Text hier schweren Schaden gelitten und ursprünglich wie folgt gelautet hat: ὥστε ἅμα λέγουσί τε οἱ Σκύθαι διὰ τοῦτό σφεας νοσέειν καὶ ὁρᾶν πάρεστι τοῖσι ἀπικνεομένοισι ἐς τὴν Σκυθικὴν χώρην κτέ. Die Aussage der Skythen über die einstige Entstehung der Krankheit und der Augenschein, welcher ihr gegenwärtiges Dasein bekundet, treten — sich wechselseitig stützend und erklärend — neben einander.[1] Wie überrascht war ich einstens, aus Rawlinson's Uebertragung zu ersehen, dass er die Stelle fast genau so wiedergegeben hat, als stünde sie ihm in der von mir vermutheten Gestalt vor Augen (vgl. Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, 820), nämlich also: ‚They

[1] Ich berufe mich zur Bestätigung meiner Vermuthung nicht auf die Stellung von τέ nach λέγουσι, denn an Beispielen derartiger Hyperbata fehlt es keineswegs bei Herodot (vgl. Stein zu I, 207). Wohl aber war es an sich wenig wahrscheinlich, dass der Relativsatz τοὺς καλέουσι Ἐνάρεας οἱ Σκύθαι von einem Hauptsatze abhängen sollte, in welchem οἱ Σκύθαι gleichfalls das Subject ist: ‚die Skythen sagen . . . dass man bei ihnen jene Menschen antrifft, welche die Skythen Enareer nennen'. Und dieser sprachliche Anstoss, den ich wenigstens nicht wegzuräumen weiss, nöthigt mich an meiner Hypothese festzuhalten, während meine sonstigen ἀπορίαι sich vielleicht (wie ich nicht verhehlen will) durch eine noch weniger gewaltsame λύσις beseitigen liessen. Man könnte nämlich im Uebrigen die überlieferte Textesgestalt durch eine nicht allzu gewagte Annahme zu rechtfertigen versuchen. Man brauchte blos vorauszusetzen, dass Herodot, als er jene Worte schrieb, seine Pontusreise noch nicht gemacht hatte und es späterhin nicht der Mühe werth fand, die Stelle zu ändern. Verfasste er, wie ich mit Kirchhoff glaube, die ersten Bücher zu Athen, so mochte etwa die dortige Polizei-Wachtstube der Ort sein, wo er seine ersten Erkundigungen über Skythien einzog, und Mitglieder des Corps der Speusinier könnten es gewesen sein, welche die Wahrheit ihrer Erzählung von dem göttlichen Strafgericht zu Askalon durch die Versicherung besiegelten: man brauche nur ihr Land zu besuchen, um sich von dem wirklichen Vorhandensein der Enareer zu überzeugen. Unter dieser oder einer ähnlichen Voraussetzung verlöre unser Einwurf: ‚τί μαρτύρων || ἄλλων ἀκούειν δεῖ μ' ἅ γ' εἰσορᾶν πάρα;' (Orest. 532—533) allerdings seine Geltung.

themselves confess that they are afflicted with the disease for this reason, and travellers who visit Scythia can see what a sort of disease it is. Those who suffer from it are called Enarees.'

Und da ich einmal der skythischen Enareer gedenken musste, so will ich nicht von ihnen scheiden, ohne die alte Mähre, dass das skythische Wort ,von Hippokrates durch ἀνανδριής übersetzt' sei (so Stein, aber auch viele Andere), hoffentlich für immer zu beseitigen. ἀνανδριής ist weder ein griechisches Wort, noch in irgend welcher zulässigen Weise gebildet; und seit wann bedient man sich denn zu Uebersetzungszwecken einer Neubildung, auch einer statthaften, dort wo der gangbare Sprachschatz uns mit einer vollkommen ausreichenden Bezeichnung versieht? Warum übertrug der Vater der Heilkunst das skythische Wort nicht durch ἄνανδροι statt zu dem abenteuerlichen ἀνανδριεῖς zu greifen? Aber er wollte überhaupt nicht übersetzen, sondern die fremdländische Benennung, wie er mit sonnenklarer Deutlichkeit sagt (καλεῦνταί τε), seinen Lesern mittheilen. Woher stammen also die ἀνανδριεῖς, die man im hippokratischen Texte findet? Auf richtiger Fährte war einzig und allein Karl Neumann, als er die Vermuthung aussprach, ,die Abschreiber' hätten ,das ihnen unbekannte barbarische Wort dem Sinne nach gräcisirt, ohne ihm eine vollkommen griechische Form zu geben' (Die Hellenen im Skythenlande 162, Anm. 2). Was steht aber in Wahrheit in den besten unter den wenigen Handschriften, durch welche uns das Buch περὶ ἀέρων, ὑδάτων καὶ τόπων überliefert ist? Der Parisinus 2146, der Vaticanus 276 und der Monacensis 71 (über den ersten berichte ich nach Littré, über den zweiten nach Autopsie und über den dritten nach W. Meyers freundlicher Mittheilung) — also drei Vertreter der besseren Handschriften-Familie (vgl. Kühlewein im Hermes 18, 17) — bieten überhaupt nicht ἀνανδριεῖς, sondern ἀνδριεῖς. Man schreibe ἀναριεῖς und die Finsterniss ist in Licht verwandelt! Der nur im Ausgang leicht gräcisirte arische Name der skythischen ,Unmänner' — vielleicht der klarste Beleg für die Richtigkeit von Müllenhoff's Skythen-Hypothese — tritt hier vermöge des unversehrten privativen ,a' noch deutlicher hervor als in der bei Herodot erhaltenen Wortform (vgl. Zeuss bei Neumann, S. 163). Der für die Sprachge-

schichte und Ethnographie so belangreiche Satz des Hippokrates aber muss, wie ich denke, also gelesen werden (de aer. aqu. et loc. §. 22 in.): Ἔτι τε πρὸς τούτοισι εὐνουχίαι γίνονται οἱ πλεῖστοι ἐν Σκύθῃσι, καὶ γυναικήια ἐργάζονται, καὶ ὡς αἱ γυναῖκες ⟨διαιτέονται⟩, διαλέγονταί τε ὁμοίως· καλεῦνταί τε οἱ τοιοῦτοι Ἀναριεῖς.

I, 122 fin.: οἱ δὲ τοκέες — κατέβαλον φάτιν, ὡς ἐκκείμενον Κῦρον κύων ἐξέθρεψε. Nicht ohne Kopfschütteln kann man die Bemerkungen neuerer Erklärer zu dieser Stelle lesen. Krüger: ‚κατέβαλον, begründeten, ungewöhnlich so'; Stein: ‚legten den Grund zu der Sage, waren ihre Urheber, κατεφήμιζον'. Was mag wohl diese Interpreten bewogen haben von der alten, dem Zusammenhange allein gemässen Auffassung abzuweichen (Valla: divulgarunt; Schweighäuser: sparserunt famam; Lange: verbreiteten das Gerücht; aber auch Rawlinson: spread the report)? Offenbar nichts Anderes als die mangelnde Einsicht in den Process, durch welchen καταβάλλω die hier erforderliche Bedeutung erlangt hat. Und doch ist die Sache einfach genug, obgleich auch die Wörterbücher hierüber hartnäckig schweigen. Das Lexicon Vindobon. (pag. 105, 17 Nauck) bemerkt zu unserem Verbum: καταβάλλει τὸν πολέμιον καὶ καταβάλλει τὰ σπέρματα, eine Gebrauchsweise, für welche der Thesaurus allerdings nur eine einzige Stelle eines Kirchenschriftstellers anführt, die in Wahrheit jedoch in allen Epochen der griechischen Sprache nachweisbar ist. Ich citire das Wenige, was mir eben zur Hand ist:

Plato Theaetet. 149 E: εἰς ποίαν γῆν ποῖον φυτόν τε καὶ σπέρμα καταβλητέον —.

Arist. Problem. κ, 12 (924ᵃ 3): πολλοὶ γὰρ πεπείρανται καὶ ῥίζας μεταφέροντες καὶ σπέρματα καταβάλλοντες —.

Pseudo-Arist. de mirab. auscult. 80 (836ᵃ 20—21): καὶ τοὺς καρποὺς αὐτοῖς τὴν γῆν πολλαπλασίους ἀνίεσθαι τῶν καταβαλλομένων —.

Theopomp. frg. 143 (C. Müller): ὡς ἐκείνους τὸν καρπὸν τὸν Δημήτριον μὴ ἀνορύττειν καταβληθέντα εἰς τὴν γῆν —.

Demosthen. c. Timocrat. §. 154: ἀλλ' οὐδὲ σπέρμα δεῖ καταβάλλειν τῶν τοιούτων πραγμάτων —.

Telephus Pergam. (τεχν. συναγ. 211 Speng.): καὶ ὅτι Ὅμηρος τὰ σπέρματα τῆς τέχνης κατέβαλεν —.

Clem. Alex. Strom. II, 23 (p. 506 Pott.): καταβαλλομένων σπερμάτων — — καταβάλλουσι τὰ σπέρματα οἱ γεωργοί. Longus Pastoral. III, 30 (165, 26 Herch.): ὅτι μικροῦ δεῖν ὀλιγώτερα ἦν τῶν καταβληθέντων σπερμάτων —.

Ist es da zu verwundern, wenn an dem Verbum die Bedeutung des Ausstreuens, Verbreitens haften blieb, so dass Aristoteles von καταβεβλημέναι μαθήσεις, καταβεβλημένα παιδεύματα im Sinne der allgemein verbreiteten, Jedermann geläufigen Kenntnisse und Bildungsmittel spricht (siehe Bonitzen's Index), und Plato von dem was alle Welt las und kannte, von den populärsten Büchern seiner Zeit, den protagoreischen Gelegenheitsschriften sagt: δεδημοσιωμένα που καταβέβληται (Sophist. 232 D), wo übrigens Schleiermacher mit seinem ‚das liegt öffentlich bekannt gemacht . . . da', desgleichen H. Müller (‚in veröffentlichten Schriften niedergelegt') die Bedeutungs-Nüance ganz erstaunlich verfehlt haben.

Thut es Noth daran zu erinnern, dass σπείρω in diesen und ähnlichen Verbindungen genau so gebraucht wird wie σκεδάννυμι? Man vergleiche, falls dies erforderlich scheint, Xen. Cyrop. V, 2, 30: καὶ οὗτος ὁ λόγος πολὺς ἤδη ἔσπαρται mit Herod. IV, 147: ἐσκεδασμένου δὲ ἤδη τοῦ λόγου oder Plato Minos 320 D: αὕτη ἡ φήμη κατεσκέδασται mit Eurip. frg. 229: ὡς ὁ πλεῖστος ἔσπαρται λόγος (vgl. auch Herod. VII, 107, 18 oder Sophocl. frg. 587 und Electr. 642, gleichwie Aristot. Poet. 1457 b 26 ff.). Eine vollständig zutreffende Parallele zu unserer Stelle bietet endlich ein Scholion zu Pindar Nem. VIII, 20 = 32 Böckh: πολλαὶ οὖν, φησί, περὶ τοῦ Κινύρου καταβέβληνται ἱστορίαι καὶ διάφοροι.

I, 139, 16: τὰ οὐνόματά σφι ἐόντα ὅμοια τοῖσι σώμασι καὶ τῇ μεγαλοπρεπείῃ τελευτῶσι πάντα ἐς τὠυτὸ γράμμα κτέ. Von dem ersten Theil dieser Bemerkung gilt noch immer das Wort, mit welchem Schweighäuser seine weitläufige Erörterung der Stelle beschliesst: ‚caeterum uberiorem etiam nunc lucem locus hic videtur desiderare'. Denn die bisherigen Erläuterungen derselben stellen unsere Glaubenskraft auf eine gar harte Probe. Herodot soll hier — dies ist die gemeinsame Voraussetzung aller Uebersetzer und Erklärer — von der etymologischen Bedeutung der persischen Personennamen sprechen. Nun frage ich nicht, ob es von vornherein wahrscheinlich ist, dass unser Geschichtschreiber eine so tiefe Kenntniss der persischen Sprache besass

oder auch nur zu besitzen glauben konnte, um solch' einen etymologischen Versuch zu wagen, er, der durch seine unmittelbar folgende Aeusserung über den gleichen Ausgang aller Persernamen (wie man jetzt allgemein annimmt) den Beweis liefert, dass er dieselben nur in ihrer gräcisirten Gestalt gekannt hat.[1] Ich frage nur, was der Satz unter jener Voraussetzung bedeuten soll. Und da trifft es sich jedenfalls seltsam, dass die Uebertragung dieser Worte um so ungereimter ausfällt, je getreuer sie ist, und einen Schein von Sinn und Berechtigung nur dann gewinnt, wenn man sich mit ihnen ganz und gar unzulässige Freiheiten gestattet. Zur ersten Kategorie gehört Lange's Uebersetzung: ‚die da hergenommen sind von dem Leibe oder der Pracht'! Am andern Ende der Reihe steht Rawlinson's Deutungsversuch: ‚their names which are expressive of some bodily or mental excellence'. Und doch muss auch Rawlinson sofort in einer Anmerkung bekennen, dass die Gewalt, die er der Sprache anthut, der Sache wenig frommt; denn nur ‚selten' sei es der Fall, ‚that the etymology can be traced to denote physical or mental qualities'. Und Stein's Wiedergabe mehrerer persischer Namen durch ihre griechischen Aequivalente (wie Φιλάγαθος, Κτήσιππος, Ἡλιόδωρος, Φίλιππος) beweist nur das Eine was sie sicherlich nicht beweisen soll: dass jene Namen durch ihren Bedeutungsgehalt Herodot's Erstaunen unmöglich erregen und weder zu der uns vorliegenden noch zu irgend einer Bemerkung Anlass geben konnten! — Von all' diesen Irrwegen führt uns die einfache Wahrnehmung zurück, dass ὅμοια ἐόντα keineswegs das besagt, was die Interpreten es besagen lassen: ‚die da hergenommen sind' oder die ‚in ihrer Bedeutung entsprechen' u. s. w., sondern: welche ähnlich sind. Und wie können Namen ähnlich sein τοῖσι σώμασι καὶ τῇ μεγαλοπρεπείῃ? Doch wohl nur, indem sie einen gleichartigen Eindruck hervorbringen. Kurz, Herodot, der von den persischen Namen wenig mehr kennt als ihren Klang (und von ihrer äusseren Gestalt handelt ja auch die Haupt-

[1] Vgl. Matzat im Hermes VI, 447. — Auch an das seltsame Versehen, vermöge dessen er den Gott Mithra, durch den scheinbar weiblichen Namensausgang getäuscht, für eine Göttin hielt (I, 131), darf erinnert werden. Vgl. Bréal, De Persicis nominibus apud scriptores graecos (Paris, 1863) p. 5—8.

bemerkung, an welche unsere Notiz als eine durchaus beiläufige und nebensächliche sich anschliesst, wird durch diesen an andere Eigenthümlichkeiten der Perser erinnert. Auf sein Ohr, welches an die lispelnde Sprache seines Volkes gewöhnt ist, machen Namen wie Ariaramnes, Artabazanos, Artaxerxes, Mithrobarzanes, Tanyoxarkes u. s. w. mit ihrem Vocalreichthum und ihrer Consonantenfülle einen ähnlichen Eindruck wie auf uns die Namen spanischer Hidalgos. Und er gibt diesen Eindruck durch eine Bemerkung wieder, welche buchstäblich also zu übersetzen ist: ‚Ihre Namen, welche ähnlich sind ihrem stattlichen Körperwuchs und ihrer sonstigen Pracht, endigen alle auf denselben Buchstaben‘ u. s. w., oder (in freierer Wiedergabe): ‚Ihre Namen, *deren voller Klang ihrem stattlichen Wuchs und ansehnlichen Wesen entspricht*‘ u. s. w. (Die Worte τοῖσι σώμασι καὶ τῇ μεγαλοπρεπείῃ bilden ein *Hendiadyoin* in dem einzigen Sinne, in welchem ich diese Redefigur überhaupt anzuerkennen vermag, nämlich als eine Verbindung zweier coordinirter Begriffe, deren einer auf den andern bestimmend einwirkt, ohne jedoch in dieser Einwirkung seine volle Kraft zu erschöpfen.) Dass die Perser in der Regel höher gewachsen waren als die Griechen, sagt uns Herodot selbst (VII 103), und wie sie ihr stattliches Ansehen noch durch lange herabwallende Gewänder,[1] durch Stöckel und hohe Filzmützen zu steigern wussten, darüber brauche ich ebenso wenig etwas zu bemerken wie über die sonstige Pracht der Kleidung, der Rüstung, der Pferde und Wagen und des Hausgeräthes dieses damals weltbeherrschenden Volkes und seiner vornehmen Häupter im Gegensatz zu Hellas, welchem ‚πενίη μὲν αἰεί κοτε σύντροφος‘ ἦν.

---

[1] Darüber und über die, das griechische Auge zugleich blendende und schreckende (s. Her. VI, 112 fin.), medische Tracht überhaupt vgl. nebst Xenoph. Cyrop. VIII, 1, 40—41 die reichlichen Zusammenstellungen bei Brisson, de regio Persarum principatu p. 245 sqq.